[B]IBLIOTHEK DER [UN]TERHALTUNG UND DES WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „**Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens**“ ihren **neunundzwanzigsten Jahrgang.** Sie hat sich seit ihrem Bestehen überall eine große, von Jahr zu Jahr sich mehrende Zahl von treuen Freunden erworben durch den **interessanten Inhalt** ihrer stattlichen Bände sowohl, wie durch deren trotz der enormen Billigkeit **glänzende Ausstattung.**

In vielen Millionen von Bänden verbreitet

erfüllt aber auch unsere „Bibliothek“ ihr Programm:

jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu geben zur Anlegung einer wirklich gediegenen, spannendste Unterhaltung und eine unerschöpfliche Fundgrube des Wissens zugleich bietenden

Privatbibliothek

aufs allerbeste.

Unsere Darbietungen immer weiter zu steigern, ist unser stetes Bestreben; der textliche Inhalt, wie der Bilderschmuck des neuen Jahrgangs werden davon Zeugnis ablegen.

Die „**Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens**“ erscheint vollständig in 13 **vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung.** — Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal **den bloßen Einband** zu liefern im stande wäre.

Stuttgart.

**Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.**


Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Novellette „Der Pikkolo“ von Karl Herold. (S. 67)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Erster Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

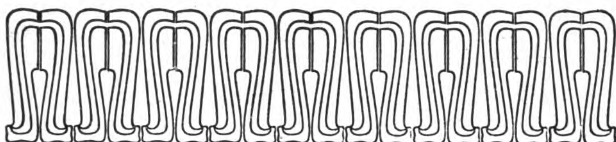
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Die Briefe der Königin.

Roman von Auguste Groner.



Erstes Kapitel.

Am Abend des 14. August 1886 hatte man im neuen Königsschlosse zu Belgrad ein glänzendes Fest gefeiert.

Wer irgend auf Titel und Ehren Anspruch erheben konnte, war Gast des Königspaares gewesen, hatte es mit ansehen können, wie liebenswürdig und heiter Milan, wie anmutig und bezaubernd Natalie zu sein verstand. Auch die schärfsten Augen hatten nirgends einen Schatten bemerkt. Der Glanz und die Lichtfülle, welche in den prunkvollen Räumen des eleganten Neubaus erstrahlten, waren nicht heller als der Ausdruck im ganzen Wesen des jugendlichen Herrscherpaares, das an diesem Abend nicht nur das zehnte Geburtsfest seines Sohnes, sondern auch eine — Versöhnung feierte.

Wieder einmal hatte die so vieles ausgleichende Liebe zu ihrem Kinde in ihnen gesiegt, sie wieder zueinander geführt und sie vergessen lassen, was alles schon an Häßlichem zwischen ihnen lag. So gab es bei dem Feste also keine Schatten. Es war ganz har-

monisch, ganz heiter verlaufen, und als Milan, nachdem er sich von seiner Gemahlin verabschiedet hatte, sich in sein Arbeitszimmer zurückzog, lächelten noch immer seine Lippen und seine Augen.

Seinen Arm hatte er in den eines schlanken, eleganten, nicht mehr jungen Mannes geschoben, und mit diesem zusammen trat er in sein Arbeitszimmer ein, dessen Flügeltür ein Lakai rasch vor den Herren geöffnet hatte. Milan machte dem jungen Menschen ein Zeichen, er streckte zwei Finger aus, woraufhin jener eiligst verschwand.

Der König zog die Tür hinter sich zu und führte seinen Gast nach einer gemütlichen Ecke des großen Raumes. Dort drückte er ihn, lustig und gemütlich plaudernd, in einen bequemen Ledersessel, vor welchem ein köstlich gearbeiteter Rauchtisch mit schwarzer Marmorplatte stand.

„Majestät wollen also wirklich noch nicht zur Ruhe gehen?“ fragte Milans Gast.

„Nein, Majestät möchte mit seinem lieben Deronge noch ein wenig plaudern,“ scherzte der König, schob einen zweiten Lehnstuhl näher an den Tisch heran und deutete auf eine exotisch aussehende Zigarrenkiste. „Zu dieser Sorte rate ich Ihnen; die hat Kraft und Duft,“ fuhr er fort, sich ebenfalls niederlassend. „Ich freue mich immer, wenn ich so ein Kraut zwischen die Lippen bekomme.“

Deronge reichte das Kistchen dem Könige hin und bediente sich dann selber mit einer der unscheinbar aussehenden Havannas.

„Nun? Schmeckt sie?“ fragte Milan, nachdem sein Gast einige prüfende Züge getan hatte.

„Vortrefflich. Unser Freund Rambert vom Café de l'Opera in Paris würde sie die Nachtigall unter den Zigarren nennen.“

„Weil sie so nach gar nichts aussieht?"

„Und solchen Genuß bietet."

„Der gute Rambert — ist er noch immer der alte?"

„Noch immer der „junge", Majestät! Leute seiner Art altern nicht, wenigstens nicht mit Kopf und Herz."

Milan seufzte. „Ach ja — er hat immer mit Maß genossen!"

„Weil er ein Poet ist und weiß, daß nur im maßvollen Genießen Poesie liegt."

„Wahr — wahr!" sagte Milan. „Satt sein ist Prosa!"

Über Deronges feines Gesicht huschte ein Lächeln. „Nun, zum Glück wird man immer wieder hungrig."

Auch über des Königs Gesicht zuckte ein Lachen hin, aber es war nicht von solch gutmütiger Ironie wie das seines Pariser Freundes.

„Woran denken Majestät?" erkundigte sich dieser, als der König einige Augenblicke schwieg.

„Daran, daß solch immer wiederkehrender Hunger einem oder — in meinem Falle — einer den Appetit verdirbt. — Sie waren nie verheiratet, Deronge, Sie wissen also nicht, was Eifersucht ist."

„O doch, das weiß wohl jeder. Kein Weib und — seien wir aufrichtig — auch kein Mann will einem anderen weichen, selbst dann nicht, wenn Herz und Sinne längst still geworden sind, denn dann lebt ja noch immer die Eitelkeit."

„Sie haben recht. Man ist sehr oft nur aus Eitelkeit eifersüchtig, und das ist auch noch schlimm genug. Ungleich schlimmer aber wird die Eifersucht, wenn sie — wie bei Natalie — wirklicher Liebe, aber auch der Herrschsucht entspringt."

Milan hatte das mit leiser Stimme und in so nachdenklicher Art gesagt, daß Deronge den Eindruck ge-

wann, der König habe zum ersten Male darüber nachgedacht, welcher Art seiner Gemahlin — übrigens nicht unbegründete — Eifersucht eigentlich sei.

Er neigte sich zu Milan herüber. „Majestät können stolz sein auf die Liebe einer solchen Frau," sagte er in seiner offenherzigen Weise, die der Wahrheit niemals aus dem Wege geht.

„Solch übergroße Empfindungen werden indessen zuweilen unbequem," meinte Milan.

„Wie jedes Übermaß von Habe und wäre sie die wünschenswerteste," lächelte der Pariser. Er wollte noch etwas hinzusetzen, doch er unterdrückte seine Worte, denn der vorhin weggesandte Lakai kam soeben mit einer Silberplatte herein, auf welcher ein Champagnerkübel stand. Der Lakai verschwand sofort wieder, nachdem er die Platte auf den Tisch niedergesetzt hatte. Zwei Flaschenhälse mit dicken, goldenen Köpfen schauten aus dem Kübel. Bald perlte in zwei Gläsern der Wein, und mit feinem Klange klirrten jene zusammen.

„Auf das Beste hienieden — auf die Schönheit!" sagte der Serbenkönig und trank.

Deronge schüttelte den Kopf. „Das Schönste, Sire, ist die Schönheit — das Beste nicht! Denn sie ist unmoralisch — sie besticht. Trotzdem: auf die Schönheit!"

Auch er leerte den seifenblasendünnen Kelch.

Wieder schenkte Milan ein. Er schien jetzt sehr angeregt zu sein. Abermals sein Glas erhebend, rief er: „Und dies der Schönsten der Schönen!"

„Von heute abend?" fragte der Franzose.

Milan nickte.

„Sie ist blond und trug heute Blaßblau."

„Wie wissen Sie das?"

„Sire, Ihre Augen plauderten, und zwar so lebhaft, daß ich — schon ein wenig besorgt war."

„Und meinen Sie, daß außer Ihnen noch jemand auf die fatale Geschwätzigkeit meiner Augen achtete?“

„Ich hoffe, daß nicht einmal die Adressatin dies tat.“

„Sie hoffen?“

„Allerdings, Majestät. Frau Lavinia Gerald ist nämlich eine tadellose Frau. Und sie steht unter meinem Schutze.“

„Sie kennen Madame?“

„Ich habe den Vorzug, mich zu ihren besten Freunden zählen zu dürfen.“

„Seit wann?“

„Seit sie Frau Gerald ist. Ich lernte sie kennen, als sie ihre Hochzeitsreise machte. Mit Gerald war ich schon lange befreundet. Er hat mit mir in Paris verkehrt.“

Der König war nachdenklich geworden. „Hat sie ihren verstorbenen Mann geliebt?“ fragte er nach einer Weile.

„Geliebt? Das ist ein starkes Wort. Sie hatte ihn lieb, das ist sicher, denn als er bald, nachdem sie in seiner Heimat angekommen waren, erkrankte und über ein Jahr lang eine treue Pflegerin brauchte, fand er eine solche in seiner Frau.“

„Sie lebte bis vor kurzem in New York?“

„Ja, John Gerald war dort daheim.“

„Sie jedoch ist als die Tochter des Jovan Sabramowitsch, eines treuen Dieners des Hauses Obrenowitsch, eine Serbin!“

Milan sagte dies in einer Art, als ob er daran bestimmte Vorstellungen knüpfe.

„Aber ihre Mutter ist eine Deutsche,“ warf der Franzose ein.

Der König war ein wenig überrascht von der Be-

merkung. Er hob den Kopf. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß Frau Gerald vielleicht des Vaters heißes Blut, hoffentlich aber auch die Besonnenheit der Nation ererbt hat, der sie mütterlicherseits angehört. Zudem hat sie in Amerika gelebt, und dort lernt man auch nicht die Romantik.“

Wieder dachte Milan eine Weile nach. „Sind Sie mit dem Ehepaare immer in Verbindung geblieben?“ erkundigte er sich dann.

„Wir blieben in Korrespondenz, und als es mit Gerald zum Sterben kam, war ich drüben. Da lernte ich das Milieu kennen, in welchem die schöne Frau lebte. Es war ein ziemlich ernstes, ein ziemlich einfaches. Gerald ist kein reicher Mann gewesen. Lavinia fand weit mehr Pflichten als Vergnügungen und Wohlleben an seiner Seite. Aber eines ist sicher: sie war eine musterhafte Gattin. Er schwärmte von ihr wie von einem Engel, der sie ihm ja auch war. Er konnte mir nicht genug ihre Güte und ihre Klugheit preisen und wünschte noch in seinen letzten Stunden, ihretwegen reich zu sein, damit sie wenigstens nach seinem Tode das Leben genießen könne. Auch nahm er mir das Versprechen ab, sie nicht aus den Augen zu verlieren, ihr Ratgeber und ihr Freund zu bleiben.“

„So ist sie also eigentlich arm?“

„Sie kann standesgemäß leben. Von ihrem Manne hat sie eine kleine, aber sichere Rente, und vor etlichen Monaten beerbte sie eine Tante.“

„Das alles wissen Sie?“

„Noch viel mehr, aber nicht alles durch Frau Gerald selber.“

„Sondern?“

„Durch einen Verwandten ihres Mannes. Gerald

hatte einst diesen Verwandten, Ralph Taylor, an mich empfohlen, als der junge Mann nach Europa reiste und natürlich, wie die Mücke in die Flamme, sofort nach Paris kam."

„Wo er sich wohl auch die Flügel verbrannt hat?"

„Nein, Sire, Ralph Taylor ist feuersicher."

„Ja, womit war der Mann denn imprägniert?"

„Mit — echter Liebe."

„Ah!"

„Zu Frau Gerald."

„Ah!"

Dieses zweite „Ah" drückte sehr deutlich ein Erstaunen unangenehmer Art aus.

Deronge tat, als merke er dies nicht. „Die zwei gäben ein sehr hübsches Paar," fuhr er gemütlich fort. „Ich hoffe auch, daß es früher oder später zwischen ihnen zur Heirat kommt."

„Warum hoffen Sie denn das? Was geht denn Sie diese Sache überhaupt an?" Der König konnte jetzt eine gewisse Gereiztheit nicht verbergen.

Sein Gast aber ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Warum ich hoffe, daß diese Heirat zu stande kommt?" fuhr er seelenruhig fort. „Weil ich die feste Überzeugung habe, daß Frau Gerald diesem wackeren jungen Manne gut, sehr gut ist."

„Gut! Sehr gut!" wiederholte Milan ironisch. „Da machen Sie für sich schon mehr Ansprüche als für diesen „wackeren jungen Mann"," fuhr er fort.

„Machten, Majestät, machten — muß es heißen. Die Gegenwartsform ist auf mich nicht mehr anzuwenden. Ich bin ein alter Mann."

„Oho, Sie kokettieren! Ich habe es heute sehr gut gemerkt, wie viel nicht nur anderen Damen, sondern auch Frau Gerald an Ihrer Gesellschaft lag, und, offen

gesagt, ich habe Sie letzterer Eroberung halber beneidet, denn gegen mich war die stolze blonde Schönheit nur — respektvoll. Ich beneide Sie jetzt noch mehr, denn Sie sind der Freund dieser reizenden Frau, und ich — nun, ich bin nur ihr König. Vor mir ist sie nur im Hofknicks versunken, während sie sich sehr, aber schon sehr vertraulich auf Ihren Arm gestützt hat."

„Ein Beweis mehr, wie ungefährlich ich schon bin."

„Oder wie nahe Sie ihr stehen."

„Sire!"

„Nicht verstimmt sein, alter Freund!" bat Milan, ihm aufs Knie klopfend. „Ich möchte der schönen Frau gewiß nicht zu nahe treten, denn," fuhr er lebhaft und mit starker Betonung fort, „ich verehre sie aufrichtig."

Deronge erhob sich plötzlich.

„Nun?" rief Milan erstaunt.

Der Franzose verneigte sich leicht. „Sire," begann er mit ein wenig vibrierender Stimme, „Sie haben mich einst aufgefordert, Ihnen stets genau zu sagen, was ich denke. Das machte mich stolz und glücklich. Es ist nicht jedem gegönnt, einem König gegenüber aufrichtig sein zu dürfen. Ich machte schon oft von dieser Erlaubnis Gebrauch, und Sie zürnten mir nie. Ihr Geist, Ihr Herz sind wirklich so groß, daß die Wahrheit darin Raum findet. Ich will sie Ihnen auch heute sagen. Wollen Sie sie hören?"

Milans Finger trommelten nervös auf der spiegelnden schwarzen Tischplatte. Er sah jetzt gar nicht gemütlich aus. Seine Augen starrten auf den ihm merkbar unbequem werdenden Vertrauten, und seine Lippen waren eingekniffen.

„Wollen Sie sie hören, Sire?" fragte Deronge noch einmal.

Jetzt raffte Milan sich auf. Die ihm eigene Gut-

mütigkeit gewann wieder die Oberhand über seine Verstimmung. „Natürlich will ich sie hören," sagte er. „Aber wenn Sie mir schon eine Predigt halten müssen, können Sie dies ebensogut sitzend tun. Ich will nicht auch noch physisch zu Ihnen hinaufschauen müssen, Sie — Sie Moralitätsprotz."

Milan lachte schon wieder und drückte, wie er es vorhin getan, Deronge in den Lehnsessel.

„So!" sagte er. „Also der Wahrheit eine Gasse! Nein, eine Straße, eine breite Straße! Ihre Wahrheiten sind ja immer so klobig, daß sie viel Raum brauchen."

Milan war jetzt wie ein übermütiger Junge. Er gab sich jedoch nur so Die sehr scharfen Augen seines Gastes merkten es recht gut, daß der König mit seinen lebhaften Worten nur eine gewisse Verlegenheit verdecken wollte.

„Eure Majestät wissen," begann Deronge, „daß ich schon lange den Wunsch hegte, den Hof und das Land Eurer Majestät kennen zu lernen, um darüber in Pariser Blättern zu berichten. Ich führte diese Absicht jetzt aus, weil ich wußte, daß ich zugleich Frau Lavinia Gerald hier finden werde, oder vielmehr Frau Gerald selber war es, die mich bat, eben jetzt herzukommen."

„Nun also — ich spürte es ja sofort, daß sie sich für Sie interessiert," bemerkte Milan spitzig.

„Wie für einen guten alten Freund, Sire. Mein erster Weg, nachdem ich mich Ihnen vorgestellt hatte, war zu ihr. Wir haben uns also bei dem heutigen Feste nicht zum ersten Male auf serbischem Boden getroffen. Sie bedurfte meiner."

„Nun — und haben Sie Ihrer Mission genügt?"

„Sie ist nicht so schnell zu erledigen, wie — ich hoffe es wenigstens — die zweite Angelegenheit erledigt

sein wird, welche sich auf meine Freundin und — Eure Majestät bezieht."

Milan hatte sich erhoben. Er ging ein paarmal hastig durch das Zimmer. Endlich blieb er dicht vor Deronge, der ebenfalls aufgesprungen war, stehen und sagte erzwungen gleichgültig: „Was machen Sie denn nur für Geschichten wegen meiner kleinen Schwärmerei für diese Frau? Was fürchten Sie denn?"

Der Franzose lächelte ironisch. „Sire, wir wollen doch einander nichts vorspiegeln."

„Also mit einem Worte: Sie trauen mir nicht?"

„Ich hatte das Vergnügen, in Paris oft in Ihrer Gesellschaft zu sein und — ich schreibe nicht nur für Zeitungen, ich lese auch welche."

„Ja, ja," brummte Milan ärgerlich, „diese beschäftigen sich auch mit meinem Privatleben."

„Majestät irren," warf Deronge ruhig ein, „Könige haben kein Privatleben."

„Sie Haarspalter!"

„Nun, Sire, Sie kennen jetzt meine Meinung. Im übrigen werden Sie vermutlich jetzt doch der Ruhe bedürfen. Ich bitte um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen."

„O ja, gehen Sie doch schlafen," murrte Milan. „Sie sind wirklich alt geworden, seit wir uns nicht gesehen haben."

Deronge zuckte die Achseln, dann verneigte er sich tief und wollte gehen.

Aber schon wieder hatte die Gutmütigkeit über Milans Gereiztheit gesiegt. Er streckte seinem Gaste die Hand hin und sagte sauersüß lächelnd: „Na, geben Sie mir nur Ihre Hand! — Auf gute Freundschaft also!"

„Auf ehrliche Gegnerschaft!" erwiderte Deronge.

„Und es bleibt bei der Partie nach Toptschider! Sascha muß Ihnen doch zeigen, welch guter Reiter er schon ist.“

„Ich werde mich an des lieben Kindes Freude erfreuen.“

„Gefällt Alexander Ihnen wirklich?“

„Ich finde, daß er ebenso klug als gut ist.“

Milans Augen leuchteten auf. „Für dieses Wort danke ich Ihnen.“

Als er gleich danach allein war, ging er nach des Prinzen Schlafzimmer.

Lange schaute der König in das charakteristische Knabengesicht, das sich so friedlich und rosig von dem spitzenbesetzten Kissen abhob. Ganz warm wurde es Milan ums Herz, und froh aufatmend beugte er sich nieder und küßte die Stirn seines Kindes.

Als er sich ein wenig später zur Ruhe begab, hatte er auch seinen Sascha schon wieder vergessen und entschlummerte mit dem Bilde Lavinias vor seinem geistigen Auge.

— — — — — — — — — — — —

In derselben Nacht noch ging vom Belgrader Telegraphenamt ein Telegramm an Ralph Taylor, Haus Taylor bei Pullman, Illinois, ab. Es hatte folgenden Inhalt: „Je eher Sie zu L. kommen, desto besser. Brief erhalten. Antwort folgt. Deronge.“

Zweites Kapitel.

Ein herrlicher Sommermorgen blaute über dem weiten Park von Toptschider, durch den die Königin Natalie nach dem Schlößchen fuhr. Ihr Gemahl und Sascha begleiteten den Wagen zu Pferde, den Sitz ihr gegenüber nahm Milans Gast, Herr Deronge, ein.

Es war einer jener ganz intimen kleinen Ausflüge, wie solche die königliche Familie in den leider ziemlich selten gewordenen Zeiten, während welcher Friede zwischen dem serbischen Herrscherpaare war, zuweilen unternahm. In solchen Tagen liebte es die Königin, ihrem Volke ein Idyll vorzuführen, das Idyll eines schönen, einfachen Familienlebens, das in Serbien allerdings noch weit seltener zu finden ist als anderswo.

Auch heute war solch ein lichter Tag. Es kam nicht nur Sonnenschein vom Himmel, es war auch Sonnenschein im Herzen der schönsten Frau Serbiens, so viel Sonnenschein, daß ihr aller äußerer Glanz, alle äußeren Zutaten ihrer Stellung zuwider waren.

Es gab diesmal nicht wie sonst Vorreiter und Hofdamen, die zur Majestät gehörten. Nur weit zurück folgte ein Lakai zu Pferde der königlichen Equipage. Darin aber saß heute nicht die Königin, sondern eine frohgemute Frau, die mit ihrem Gatten heiter plauderte, die ihrem Sohne zärtliche Worte zurief und welche bemüht war, ihrem Gaste die Ausfahrt so angenehm als möglich zu machen.

„Sieh nur, welch gute Haltung Sascha hat!“ rief die Königin ihrem Gatten zu, stolz darauf, daß der Prinz seinen Pony nicht nur ganz sicher, sondern auch elegant lenkte.

„O Mama, ich kann auch Galopp reiten!“ versicherte der kleine Alexander, der ganz aufgeregt war vor Glück, daß er nun sein eigenes Reitpferd besaß, und sogleich wollte er der Ankündigung die Tat folgen lassen.

Da aber legte Milan die Hand auf den Zügel von Saschas Pony und rief heiter: „Oho! Reiterkunststücke machen wir lieber noch nicht. Dazu habe ich dir das Pferd nicht geschenkt, daß du dir den Hals brichst.“

„Papa. Ich möchte doch —“

„Nein. Wenn man der Einzige ist und bleibt —“

Natalie machte eine heftige Bewegung.

Der König biß sich auf die Lippen und sah ein wenig scheu an dem blaß gewordenen Gesichte seiner Gemahlin vorüber.

„Das ist eine herrliche alte Eiche, ein richtiger Solitär,“ sagte, lebhaftes Interesse heuchelnd, Deronge und zeigte auf einen in der Tat herrlich entwickelten Eichenbaum, welcher allein in der Mitte einer Wiese stand.

„Wie alt ist denn der Baum?“ fragte Sascha wißbegierig.

„Mein Prinz — ich weiß es nicht, aber an tausend Jahre mag er schon erlebt haben.“

„Tausend Jahre?“

„Warum staunen Sie, Sascha?“

„Ich habe gemeint, er sei gerade so alt wie das Geschlecht der Obrenowitsch, weil er die Obrenowitscheiche heißt.“

„So?“ spöttelte Milan. „Hat man dich zu diesem Glauben bringen wollen? Nun, Sascha, da muß schon ich diesen Irrtum berichtigen. Merke auf: die Obrenowitsch existieren für die Weltgeschichte erst seit 1813, und diese Eiche nannten die Serben nach uns, weil neben ihrem Stamm Michael Obrenowitsch unter den Dolchstichen seiner treuen Untertanen zusammengebrochen ist.“ Des Königs Spottlust hatte sich in Bitterkeit verwandelt. „Sie sehen,“ fuhr er, sich zu Deronge wendend, fort, „wir haben allerlei interessante Familienvorkommnisse. Sie werden nachher auch das Schlößchen sehen, darin Michael so gern geweilt hat, und darin die edle Julie Hunyady eine kurze Zeit so glücklich gewesen ist, bis sie es vergessen lernte, daß sie einmal Fürstin war.“

„Willst du wirklich den Tee im Schlößchen nehmen?“ fragte Natalie lebhaft.

Milan lächelte ihr freundlich zu. „Gewiß — ich weiß, daß du gern dort bist. Darum habe ich Ilia schon herausgeschickt.“

„So hat also der kleine Bau, von welchem die Welt eine Zeitlang so viel redete, keine Schrecken für Eure Majestät?“ Deronge schaute bei dieser Frage der schönen Frau aufmerksam in die Augen.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Man sieht die Schatten der Vergangenheit an Orten nicht, an denen man sehr glücklich gewesen ist,“ sagte sie leise.

„Wenn du doch auch so groß dächtest oder vielleicht so kühl wärest, wie diese Julie Hunyady es gewesen ist, die ihrem Manne einfach aus dem Wege ging,“ dachte Deronge, während er Nataliens sehnsüchtigem Blick folgte, der an des Königs hübschem Gesichte hängen blieb.

Milans Gedanken waren schon wieder weit weg. Er grüßte soeben vertraulich zu einem Wagen hinüber, in welchem zwei Herren orientalischen Aussehens mehr lagen als saßen. Sie waren auch Türken, und ganz Belgrad wußte es, daß der eine von ihnen, es war der türkische Konsul, dem Könige schon viel Geld im Spiele abgenommen hatte.

Sascha, damals noch recht gefügig, hatte seine Absicht, zu galoppieren, aufgegeben und ritt ganz ehrbar neben seiner Mutter hin, sich damit begnügend, von all den Leuten, die des Weges kamen, bewundert zu werden. Er dankte mit einer gewissen, mit Kindlichkeit reizend gemischten Grandezza für die Grüße und Zurufe, die ihm und seiner jungen Reitkunst galten.

Und der Zivioruse wurden immer mehr, denn der schöne Augusttag hatte viele Leute ins Freie gelockt.

Eine Menge Spaziergänger zogen gegen Toptschider hin, und auch so mancher Reiter und mancher Wagen passierten die königliche Equipage.

„Heute können Sie unsere ganze Gesellschaft sehen,“ bemerkte die Königin, bald dahin, bald dorthin grüßend. Sie hatte Deronge schon auf verschiedene Leute aufmerksam gemacht; jetzt wies sie mit den Augen auf einen schönen, großen Offizier, dessen stattliche Erscheinung von einem schwarzen Vollbart noch gehoben wurde.

„Wer ist das, Majestät?“ fragte der Franzose.

„Das ist Michael Naumowitsch, ein sehr tüchtiger Mann, er wird vielleicht einmal eine bedeutsame Persönlichkeit für Serbien werden,“ antwortete die Königin, den ehrerbietigen Gruß des Offiziers huldvoll erwidernd und nicht ahnend, daß Mica Naumowitsch dereinst lächelnd und scherzend am Henkersmahl ihres Sohnes teilnehmen werde.*)

Ein wenig später richtete Milan sich höher in dem Sattel auf, und es flog eine leichte Röte über sein hübsches Gesicht. „Sascha, du hältst den Zügel zu stramm,“ korrigierte er, ohne — wie Deronge recht gut merkte — eine Ursache dazu zu haben. Er hatte wohl nur einen Grund für sein Erröten gesucht und diesen in dem Sichhinabbeugen zu dem Knaben gefunden. Der Franzose wußte schon, was die eigentliche Ursache für des Königs plötzliches Erregtsein war. Seitlich

---

*) Oberst Michael Naumowitsch war in die Verschwörung gegen König Alexanders Leben eingeweiht; er saß mit an der Tafel, an welcher Alexander sein letztes Mahl einnahm, und er war es, der seinen Mördern die Tür zu dem Gemache des Königs öffnete, dabei allerdings auch zu Grunde ging.

vor ihnen, über die Wiese her, kam Frau Gerald. Sie war allein und sichtlich ärgerlich.

Natalie, welche ihren offenen Sonnenschirm zwischen sich und Milan gebracht hatte, konnte die Herankommende nicht sehen, und auch diese wußte noch nicht, daß sie der königlichen Familie so nahe sei, denn sie war eifrig mit irgend etwas an ihrer Hand beschäftigt.

Erst als Milan ihr einen artigen Gruß zurief und gleichzeitig sein Pferd zum Stehen brachte und aus dem Sattel sprang, schauten die beiden Damen auf. Ohne einen Befehl abzuwarten, hatte der Kutscher den Wagen halten lassen, und auch Sascha hielt seinen Pony an.

„Sie haben doch den weiten Weg in dieser Hitze nicht zu Fuß gemacht?" fragte Natalie.

„O nein, Majestät, ich kam zu Wagen hierher, aber nun ist ein Rad daran gebrochen, und so muß ich jetzt nach Hause gehen. Noch dazu ohne Handschuhe," fuhr sie lächelnd fort, „denn als ich mich an den stürzenden Wagen klammerte, ist das Leder geplatzt."

„Madame — es kann nicht sein, daß wir Sie allein lassen," sagte der König hastig. „Wir werden uns glücklich schätzen, wenn Sie bei uns bleiben."

Nataliens Gesicht drückte jetzt große Aufmerksamkeit aus. Ein fragender Blick flog aus ihren Augen zu Milan hinüber.

Deronge fing diesen Blick auf. „Ah," dachte er, „jetzt beginnt es." Und alle, die um ihn waren, Sascha nicht am wenigsten, taten ihm leid.

Natalie hatte sich rasch gefaßt. „Natürlich," begann sie, ein wenig kühler, „werden Sie mit uns zurückkehren. Aber vorher möchte ich noch ein wenig gehen, und dann werden wir im Schlößchen Tee nehmen. Sie versäumen doch nichts?"

„Nichts, Majestät, und ich bin glücklich, wenn mir

gnädigst gestattet wird, in Eurer Majestät Gesellschaft zu sein.“

„In meiner Gesellschaft?“ Natalie blickte Frau Gerald scharf an.

Diese lächelte und sagte dann sehr ruhig und bestimmt: „Gewiß, Majestät, in Ihrer Gesellschaft. Deronge ist mir ja keine so seltene Erscheinung.“

Milan biß sich auf die Lippen.

Die Königin verließ lächelnd den Wagen. „Bleiben die Herren bei uns?“ fragte sie, ihren Gemahl mit leisem Spott betrachtend.

„Natürlich,“ antwortete er, „und ich hoffe, daß Frau Gerald schließlich auch meine Anwesenheit bemerken wird.“

Bei Frau Lavinia Gerald schien, als sie sich nach diesen Worten tief vor dem König verneigte, eine gewisse Steifheit eingetreten zu sein. Sie hatte also gestern Milans Blicke doch bemerkt. Sie trug den Kopf sehr hoch und hielt sich ein wenig auffallend zur Königin. Milan hatte dem nachreitenden Lakaien einen Wink gegeben und hob nun selber Sascha aus dem Sattel.

„Ich darf nicht mehr reiten, Papa?“

„Einstweilen nicht. Du hörst ja, Mama will gehen.“

Der Diener führte die Pferde weg.

„Warte beim Schlößchen auf uns,“ befahl ihm Milan und folgte dann den anderen, welche einen reizenden Fußweg eingeschlagen hatten.

Es war kein Weg, auf welchem mehr als zwei Personen bequem nebeneinander gehen konnten. So ergab es sich von selbst, daß sich die kleine Gesellschaft zu Paaren formierte, und der König hatte es geschickt so zu wenden gewußt, daß Natalie und Deronge das erste Paar waren, und daß er selbst der Begleiter der schönen Frau Gerald wurde.

Natalie hatte dies nicht nur nicht verhindern wollen, sie hatte es sogar mit Absicht unterstützt, denn sie wollte wissen, wie diese Frau, von deren Charakterstärke man ihr schon erzählt hatte, sich den Galanterien Milans gegenüber verhalten würde.

Sehen konnte sie die beiden allerdings nicht, aber danach trug sie auch kein Verlangen. Allein worüber und wie die zwei reden würden, das interessierte sie sehr, und so schlug sie ein so langsames Tempo beim Gehen ein, daß Milan unmöglich durch ein noch langsameres sich außer Bereich ihrer Ohren halten konnte.

Mit einem eisigen Zug um die Lippen schritt die Königin neben Deronge hin, es seinem Takte überlassend, ein Gesprächsthema zu finden, das ihre Gedanken nicht zu sehr in Anspruch nehmen würde.

Und der Franzose, die Situation richtig beurteilend, fand rasch solch ein Thema. Er erzählte ihr von seinen Reisen, gab sich dabei nicht einmal die Mühe, geistreich zu sein, denn er wußte recht gut, daß die Königin jetzt keineswegs mit ihm in dem fernen Lande weilte, von dem er redete, sondern daß sie mit Leib und Seele im Parke von Toptschider war, darin ihr Gemahl einer schönen Frau den Hof machte.

Es war tatsächlich so.

Schon ein gewisser Trotz bewog Milan dazu. Natalie mochte sich immerhin darüber ärgern.

Milan war nur sehr selten König — er war es jetzt natürlich erst recht nicht. Es war ihm oft peinlich genug, daß es sich wirklich so verhielt, wie Deronge gestern gesagt hatte: Könige haben kein Privatleben, die gehören immer allen Leuten, die sind stets beobachtet, für die gibt es immer Augen, die spähen, Ohren, die lauschen, und Zungen, allzeit bereit, sich zu spitzen.

Eben jetzt tauchte eine in ganz Belgrad berüchtigte

Persönlichkeit in der Nähe der königlichen Gesellschaft auf. Es war der Herausgeber einer Belgrader Zeitung, die vom Skandal der Stadt und des Staates lebte.

Dieses innen und außen fadenscheinige Subjekt mußte auch gerade jetzt auftauchen, um zu sehen, wie überaus artig der König da mit einer schönen Frau plauderte.

Zum Glücke für sie selber war Frau Gerald nicht nur eine charakterfeste, sondern auch eine mutige Frau Auch besaß sie viel Geist und den richtigen Grad von Stolz. Sie hielt nicht zu viel von sich, aber sie wußte, daß nicht jeder wert sei, gar zu dicht an sie heranzukommen.

So, wie man die Kleider zusammennimmt, auf daß nicht alles sie streife, so muß man ja auch oft seine Seele schützen vor unangenehmen Berührungen.

Frau Gerald nahm während dieses Spazierganges ihre Seele zusammen. Sie lächelte und lachte auch viel, denn man kommt so leichter über allerhand hinweg, das bei ernstbleibender Miene bedeutungsvoll wird. Sie sprach auch laut, zum tiefen Verdruß des königlichen Galans sogar viel lauter, als es üblich ist zu reden.

Und weil sie nicht ein einziges Mal errötete, nicht ein einziges Mal in eine schmeichelhafte Verwirrung geriet, weil sie immer heiter und sichtlich gleichgültig blieb, kam Milan merkbar verdrossen in dem alten, bescheidenen Schlößchen an, auf dessen Schwelle Natalie und Deronge standen.

Auch sie war sehr heiter, die schöne Königin. Und Frau Gerald empfand dies und eine gewisse Güte, die von Natalien zu ihr überstrahlte, recht angenehm.

Beide Hände streckte Natalie der schönen Frau entgegen und empfing sie mit so holdem Lächeln, wie solches Milan schon lange nicht mehr gesehen hatte

— der beste Beweis, daß sie mit Madame Gerald zufrieden, sehr zufrieden war.

Sascha hatte nach Kinderart den Spaziergang dazu benutzt, Schmetterlingen nachzulaufen und Blumen zu pflücken. Er war, an Gehorsam gewöhnt, dabei doch stets in der Nähe der Eltern geblieben und kam gerade zur so herzlichen Begrüßung der Fremden zurecht. Er war schon ein Politiker, der kleine Sascha. Er wußte es auch schon längst, daß seine Eltern oft gegeneinander verstimmt waren, und halb aus Liebe zu ihnen und halb aus Liebe zu sich selbst versuchte er es oft, sie wieder zu versöhnen, wenn er eine Spannung zwischen ihnen bemerkte.

Solch eine sah er jetzt auf seiten seines Vaters, aber Mama lächelte ja so lieb! Sascha wußte nicht sogleich, was da zu tun sei. Da fiel sein Blick auf die Blumen in seiner Hand und dann auf die schöne Dame, welche gestern zum ersten Male im Konak gewesen, und die heute wie eine alte Bekannte schon wieder hierher geladen war — von Papa und Mama. Es mußten demnach alle beide diese Dame liebhaben. Da beging er also wohl keinen Fehler, wenn er ihr die Blumen gab.

Da machte Natalie selbst seiner Unschlüssigkeit ein Ende. „Gib doch deine Blumen dieser Dame," sagte sie freundlich.

„Darf ich denn?"

„Du sollst gegen alle Menschen lieb sein, die deine Mutter liebt und — achtet," antwortete sie ein bißchen unverständlich, und es hatten sie dennoch alle verstanden, vielleicht sogar Sascha, dessen dunkle Augen schier verwundert über die schöne, ihm noch ganz fremde Frau glitten, welche seine Mutter liebte und — achtete. —

In einem ziemlich nüchtern eingerichteten, nicht gar großen Zimmer, das, wie alle Räume dieses sehr be-

scheidenen Lustschlosses, eine niedrige Decke und kleine Fenster hatte, war der Tee aufgetragen worden. Durch die offene Tür und die offenen Fenster schauten die herrlichen Bäume und der blaue Himmel herein, konnte man die mancherlei Blumen sehen, welche Natur und Kunst in dem alten, schönen Park hatten erblühen lassen, und konnte sich in dem kühlen, halbdämmerigen Raum des goldenen Lichtes freuen, welches die Sonne heute so reichlich über die Erde ausgoß.

Es gab hier indessen nur drei Personen, welche sich wirklich wohl fühlten. Sascha, der aus einem silbernen Becher Milch schlürfte, Süßigkeiten dazu aß und über seinem Hunger und dessen Befriedigung alles andere vergaß, war die eine dieser Personen; die anderen waren die Gäste des Königspaares. Beide, klug und lebhaft empfindend, würdigten die nicht uninteressante Situation, in welcher sie sich befanden, im vollen Maße. Frau Gerald tat es überdies wohl, daß ihr die sonst so mißtrauische Königin in solch lieber, herzlicher Weise entgegenkam, und da sie sicher war, daß durch sie selbst niemals noch mehr Unruhe und Leid über die bedauernswerte Königin kommen würden, blieb sie völlig unbefangen, blieb dies auch dem König gegenüber, der es freilich noch immer nicht aufgegeben hatte, ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken zu wollen.

Voll innerlicher Heiterkeit beobachtete Deronge die beiden. Er war jetzt ganz ruhig. Er wußte nun schon, daß er seiner Freundin unrecht getan habe, weil er an ihrer Stärke zweifelte.

„Es freut mich, mehr als ich es sagen kann, daß meine Freundin sich so tapfer hält," sagte er in vergnügtester Stimmung zum König, als dieser beim Aufbruch verdrossen sein Roß bestieg, was ein wenig abseits vom Wagen geschah.

In Milans Augen blitzte es auf. „Das war heute," entgegnete er geärgert, „morgen kann es anders sein. Doch lassen wir das. Sagen Sie mir lieber, ob Sie nicht mit mir reiten wollen. Ich habe auf alle Fälle ein Pferd für Sie satteln lassen."

„Gern, Sire, kehre ich mit Ihnen zu Pferde zurück. Lassen wir die Damen und den Prinzen allein?"

„Die drei sollen miteinander fahren," entschied Milan kurz. „Ich habe mich schon empfohlen."

„Dann will ich's auch tun."

Zwei Minuten später ritten die Herren ab.

Sascha, schon ein wenig müde, war es gern zufrieden, im Wagen nach Belgrad zurückzukehren. Der Pony blieb hier. Er sollte morgen geholt werden. Der berittene Lakai mußte jetzt zur Verfügung bleiben.

Natalie verzögerte, wiewohl jetzt Gewitterwolken aufstiegen, absichtlich die Heimfahrt. Es mochte ihr ratsam erscheinen, daß ihr Gemahl Frau Gerald wenigstens heute nicht mehr zu Gesichte bekam.

Frau Gerald war das Alleinsein mit dieser so armen Königin ganz recht. Sie wollte ihr Herz gewinnen. So konnte sie doch zuweilen unvermerkt ein bißchen tröstend zu ihr reden und ihr von dem Elend erzählen, das ihr schon unter die Augen gekommen war, und konnte sie vielleicht dazu bringen, zuweilen wenigstens, ihres eigenen Leides zu vergessen und anderes Frauenleid zu lindern, davon es ja so entsetzlich viel in der Welt gibt. —

Die Sonne stand schon tief, als der Wagen wegfuhr. Es war ein wunderschöner Tag gewesen, nun kam ein düsterer Abend. Wie in Trauer gehüllt lag die Landschaft da. Die Trauer aber teilt sich mit. In Nataliens Herzen war es still geworden. Freilich war ihre Ruhe, gleich derjenigen der Natur, nur eine Ruhe vor dem Sturme.

„Wer doch überall helfen könnte!“ sagte Lavinia, als sie an einer verfallenen Hütte vorüberfuhren, vor der eine alte kranke Frau saß, und rasch fügte sie hinzu: „Nur aus diesem Grunde möchte ich Königin sein.“

Natalie seufzte. „Meinen Sie, daß wir überall helfen können?“

„Nein, denn Allmacht besitzen auch Königinnen nicht. Aber Macht haben sie mehr als irgend eine andere Frau.“

Die Königin schwieg. Erst nach einer Weile sagte sie: „Wohl haben Sie recht, es gibt viel Leid zu lindern, aber um dies in richtiger Weise tun zu können, müßte die eigene Seele ruhig oder wenigstens nicht selber voll Schmerzen sein.“

„Majestät —“

„Ach, nennen Sie mich nicht so! Lassen Sie uns Freundinnen sein,“ fiel Natalie Frau Gerald in die Rede, „da werde immer nur ich gewinnen. Je öfter und je ungezwungener Sie zu mir kommen, desto lieber soll es mir sein.“

In einer Wallung weicher Gefühle streckte sie ihr die Hand entgegen, und Lavinia drückte sie voll aufrichtiger Sympathie.

„Ich wäre sehr stolz und sehr glücklich, wenn ich Ihre Freundin sein dürfte,“ flüsterte sie, und in beider Frauen Augen standen Tränen. ...

Stumm und bewegten Herzens fuhren die Damen weiter, bis sie bemerkten, daß der Himmel sich fast schon ganz in Wolken gehüllt hatte, die im Osten wie Tinte dunkel waren, im Westen wie Feuer glühten, und aus denen schon da und dort Blitze zuckten.

„Mein Gott, wenn ich schuld wäre, daß Majestät und der Prinz vom Gewitter ereilt werden!“ sagte Lavinia erschrocken.

Natalie lächelte nur. „Was läge daran!"

Ein heftiger Blitz, ein furchtbares Geknatter schnitt Lavinia die Antwort ab. Der Kutscher peitschte auf die Pferde ein und hielt sie anderseits mit fester Hand im Zügel, so daß der Wagen in höchster Eile, aber doch auch sicher den abschüssigen Weg hinunterrollte und eben in die Stadt einfuhr, als die ersten großen Tropfen fielen.

Lavinia verabschiedete sich, am Hause ihrer Verwandten angekommen, eilig von der Königin, die ihr noch nachrief, daß sie sie bald wiedersehen wolle.

Dann rollte die Equipage dem Konak zu.

Als Lavinia den Hut ablegte, gewahrte sie ein geschlossenes Kuvert, das unter einer kleinen Vase lag. Es war ein Telegramm. Sie öffnete und las es, dann setzte sie sich. Ihre Füße waren plötzlich schwach geworden, ihr Herz hämmerte vor Freude.

Der Inhalt der Depesche lautete: „Treffe 9. September Graz ein. Ralph."

— — — — — — — — — — — —

Am Morgen nach dieser Fahrt bemerkte König Milan, daß Sascha weniger lebhaft war als sonst, und da man um einen einzigen Sohn, noch dazu wenn es ein Thronerbe ist, gar leicht bang wird, fürchtete er, daß Sascha krank werden könne. Mochte die Ursache sein, welche sie wollte, das war Milan gleich — er machte sofort die Königin dafür verantwortlich, und natürlich gab es wieder eine Szene.

Es gab im königlichen Konak ja immer Szenen, sie waren um der kleinsten Ursachen willen ebenso groß als wegen der bedeutsamsten und folgenschwersten Dinge. Man war ja gereizt gegeneinander; da brauchte es nicht viel zum Streit.

Sascha, in dessen Gegenwart der Hagel von Vor-

würfen auf seine Mutter niederprasselte, machte dem Zorn seines Vaters indessen durch eine einzige glückliche Bemerkung ein rasches Ende. „Mama war doch nicht schuld daran, daß wir ins Gewitter kamen,“ verteidigte er ritterlich die Mutter, „Frau Gerald hat uns doch aufgehalten!“

Jetzt war Milans Entrüstung plötzlich verflogen, und mit Bitterkeit im Herzen hörte Natalie zu, wie geschickt ihr Gatte die Sache jetzt wendete. Frau Gerald traf nun gar keine Schuld.

Aber diesmal überwog die Sorge der Mutter die Empfindlichkeit des Weibes. Natalie ging mit Schweigen über ihres Gatten Ungerechtigkeit hinweg und war froh, daß der rasch herbeigerufene Arzt erklärte, dem Kind fehle gar nichts, als daß es wegen des Gewitters in der Nacht schlecht geschlafen habe.

Damit war wieder Friede eingekehrt. —

Am selben Tage noch berief Milan einen Ministerrat. Es handelte sich darum, eine neue Anleihe aufzunehmen, ein Vorschlag, der von einigen Ministern scharf bekämpft wurde. Es gab eine recht stürmische Sitzung, und Milans Wille brach sich nur mit Mühe Bahn.

Als man endlich auseinander ging, hatte nicht nur der König ein rotes Gesicht. Erregt von dem Widerspruch, den er erfahren, beklagte er sich bei Garaschanin, seinem Premierminister, bitter und kam sehr bald auch auf die Widerwärtigkeiten, die seine Ehe mit sich brachte. Natürlich trug nach seiner Ansicht seine Gemahlin allein die Schuld an dem häuslichen Zwist.

Der Ministerpräsident, in dessen Politik es damals lag, Milan recht zu geben, widersprach ihm nicht viel, aber er konnte sich doch nicht enthalten, dem Könige manche bittere Wahrheit zu sagen.

„Einerlei,“ entgegnete der König, gereizt von den Einwürfen, „Natalie hat sich einfach zu fügen, oder —“

„Oder — Majestät?“

„Oder ich lasse unsere Ehe trennen.“

Garaschanin war nicht sehr überrascht. Dennoch überlegte er eine Weile, vielleicht im Interesse seines Monarchen, vielleicht in dem der Königin oder — dem seinigen.

Aus irgendwelchem Grunde mußte er zu dem Schlusse gekommen sein, daß die Sache — wenigstens derzeit — verhindert werden müsse. „Das geht nicht, Majestät,“ sagte er sehr bestimmt.

Milan fuhr auf. „Warum nicht?“

„Weil Ihre Interessen darunter leiden würden.“

Milan lachte gereizt. „Die meinigen?“

Garaschanin blieb sehr ernst, ernster vielleicht, als es ihm in Wahrheit zu Mute war. „Ja, Majestät, die Ihrigen, allein die Ihrigen. Die Königin ist schön und tugendhaft —“

„Was ich nicht bin.“

Garaschanin widersprach nicht, er lächelte nur.

„Reden Sie! Nun — reden Sie doch!“ drängte der König.

Und nun redete der Ministerpräsident, redete mehr, als Milan lieb war. Ganz gelassen, als halte er einen geschäftlichen Vortrag, sagte er: „Schöne Frauen haben immer Sympathien, und wenn sie Königinnen sind — dann nur noch mehr. Das Volk will nämlich zu irgend jemand hinaufschauen können. Zur Königin Natalie schaut es hinauf. Diese ist aber nicht nur schön und tugendhaft, sie ist auch klug — ja, Majestät, klug — trotzdem sie innerhalb des Konaks nicht immer klug handelt.“

„Das wollte ich auch meinen,“ warf Milan bitter ein.

„Das meinen wir alle," ergänzte Garaschanin. „Aber wir wissen auch, daß Königin Natalie es versteht, das Volk zu begeistern, und dabei hilft ihr der Nimbus der Schmerzenskrone —"

„Trage ich die nicht auch?"

„Ja, Sire — aber Ihnen steht sie nicht so gut."

Milan mußte laut auflachen. Eine gute Bemerkung versagte niemals bei ihm, denn er besaß Geist. „Sie meinen also?"

„Ich rate Eurer Majestät in aller Ergebenheit, diese unglückliche Idee fallen zu lassen. Erstens ist es mir unzweifelhaft, daß die Königin in eine Scheidung nicht einwilligen wird, und dann, Majestät, wissen Sie denn, ob die Synode eine Scheidung auch aussprechen wird? Welchen Grund wollen Sie denn bei einem Scheidungsantrag vorbringen? Die Eifersucht? — Sire, man wird sagen, wo Feuer ist, ist auch Rauch, und man würde sich mit Recht wundern, wenn es im Konak zu Belgrad nicht rauchte."

„Sie sind ja sehr auf Nataliens Seite," spöttelte Milan.

Garaschanin verneigte sich. „Ich habe die Fähigkeit, mich auf den Standpunkt des Gegners zu stellen. Das ist alles. Im übrigen bin ich der ergebene Diener beider Majestäten."

„Nun, und gibt es noch mehr Gründe, mir von diesem „unglücklichen" Gedanken abzuraten?" fuhr Milan ungeduldig fort.

„Noch einen wenigstens erlaube ich mir anzuführen."

„Welchen?"

„Wir haben es nicht nötig, durch einen Hofskandal die Augen Europas auf uns zu lenken."

„Als ob wir allein Skandale hätten!"

„Einerlei! Ein junges Königreich muß vor[illegible]

sein. Man hat Sliwnitza noch nicht vergessen, nicht draußen und nicht in Serbien selber, Majestät."

„Sie sind kühn, Garaschanin!" sagte Milan, der recht bleich geworden war.

Auch der Ministerpräsident war blaß. Er wunderte sich vielleicht selber darüber, daß er sich so weit hatte fortreißen lassen, daß die ewige Wahrheit endlich auch einmal über seine Lippen geflossen war. Er kam sich ordentlich groß vor, aber er fürchtete sich trotzdem ein wenig, und wenn er nicht sofort klein beigab, tat er nur, was alle nicht ganz Dummen tun, die sich fürchten. Er spielte wenigstens den Furchtlosen. Im übrigen wußte er ja auch, daß Milan nicht rachsüchtig sei und alles — leider alles — leicht vergessen könne.

„Also — Majestät," fing er wieder an, „Sie werden sich die Sache noch überlegen, ehe Sie sich darüber noch zu anderen als nur zu mir, Ihrem vertrautesten Diener, äußern."

„Natürlich muß sie überlegt werden," brummte Milan.

Garaschanin erhob sich.

„Sie wollen schon gehen?"

Es war eine Gewohnheitsphrase, nichts weiter.

Der Ministerpräsident nahm sie auch nur als solche auf. „Majestät werden, da ich Sie so sehr erzürnt habe, gewiß gern auf meine Gesellschaft verzichten," sagte er lächelnd.

„Als ob ich so gern allein wäre, oder sogleich etwas Besseres zu tun hätte!"

„Haben Majestät das Artikelchen im Morgenblatt noch nicht gelesen?" Garaschanin nahm eine Zeitung aus der Tasche seines Gehrockes, entfaltete sie und reichte sie Milan. Etliche Zeilen darin waren rot angestrichen.

Der König las sie. Wieder stieg ihm das Blut zu Gesichte. „Haben Sie das unterstrichen?“ fragte er zornig.

Garaschanin verneinte. „Man schickt mir — und anderen derlei immer schon unterstrichen zu. Das Wichtigste darin könnte ja sonst übersehen werden.“

Milan knirschte mit den Zähnen. „Niederträchtig!“ murmelte er.

„Diese Niedertracht nährt sich von Eurer Majestät Unvorsichtigkeit,“ erwiderte Garaschanin, verbeugte sich und verschwand jetzt sehr rasch.

„Natürlich hat man das Blatt auch der Königin geschickt,“ dachte Milan, während er die wenigen Zeilen noch einmal las.

Sie lauteten: „Gestern war auch die königliche Familie in Toptschider. Ein französischer Journalist und Nationalökonom, Herr Deronge aus Paris, und Madame Lavinia Gerald, die Tochter unseres verewigten verdienten Staatsmannes Sadramowitsch, die erst unlängst aus Amerika in ihr Vaterland zurückgekehrt ist, hatten die Ehre, in Gesellschaft unseres Königspaares zu promenieren. Die Königin schritt an Deronges Seite dahin, während der König, ein Kenner der Frauenschönheit, sich ganz der reizenden Madame Gerald widmete. Das Wetter war wunderschön und gewiß doppelt schön in den verschlungenen Pfaden unseres herrlichen Parkes.“

Milan ballte das Papier zusammen und warf es in einen Winkel. Dann aber hob er es wieder auf, glättete es und verschloß es in seinem Schreibtisch.

Bald danach suchte er sein Lager auf, aber den Schlaf konnte er nicht finden.

Es war schon Mitternacht vorüber, und noch immer lag er wach.

Da richtete er sich plötzlich auf. War das nicht

Feuerlärm? Ja, eben rasselte der Löschzug am Schlosse vorüber.

Milan klingelte seinem Kammerdiener, und etliche Minuten später wußte er, daß es in einem kleinen Dorfe, welches im Süden von der Stadt lag, brenne.

Daß es ein großer Brand war, dafür legte die Röte Zeugnis ab, welche sich jäh über den Himmel verbreitete.

„Ilia, meinen Wagen!“ befahl Milan dem Kammerdiener.

Zehn Minuten später verließ der König den Konak. Als er zur Stadt hinausfuhr, erkannte er unter den vielen Leuten, welche, das Wachsen der Brandröte besprechend, umherstanden, Deronge. Er winkte ihm.

Sie fuhren miteinander weiter.

Drittes Kapitel.

Copiapó ist die Hauptstadt der chilenischen Provinz Atacama. Es ist eine recht bescheidene Hauptstadt, denn sie besaß im Jahre 1886 kaum mehr als fünfzehntausend Einwohner. Sie hat eben keine günstige Lage; von einer Wüste umgeben, ist sie auch noch dem Fieberhauche eines Sumpfes ausgesetzt, in welchem der Fluß Copiapó endet, der nicht mehr die Kraft besitzt, die Sandwüste, die noch zwischen ihm und dem Meere liegt, zu überwinden.

Eine landesübliche Rede besagt, daß Copiapó auf einem Grunde aus Gold und Silber erbaut sei, und dieses Wort ist nicht ganz aus der Luft gegriffen. Tatsache wenigstens ist es, daß der steile Gebirgszug, an dessen nördlichem Fuße die Stadt liegt, seit alten Zeiten schon als gold- und silberhaltig bekannt ist. Dies beweisen unzählige Schachte indianischer Bergleute, die schon

lange vor Eroberung des Landes durch die Spanier überreich an Gold und Silber gewesen waren.

Ihr Reichtum wurde ihr Untergang. Im Jahre 1533 fand ein Gefährte Pizarros, Don Diego Almagro, den Weg zu ihnen, und dafür, daß die Indianer ihn und den Rest seines Heeres freundlich aufnahmen und ihm noch einen Goldvorrat im Werte von fünfhunderttausend Dukaten zum Geschenke brachten, machte er sie zu elenden Sklaven in dem Lande, dessen glückliche Herren sie einst gewesen waren. Das ist die Geschichte Atacamas. Sie müßte, wie die Geschichte aller Urvölker Amerikas, eigentlich mit Blut geschrieben werden.

Soweit sich des Flusses belebende Feuchtigkeit den Ufern mitteilen kann, verwandelt sie den sonst so wüsten Talgrund in ein Paradies. Üppige Felder und Haine, Obst- und Blumengärten, in welchen Feigen, Orangen, Aprikosen und Oliven neben Myrten und Palmen prangen, bedecken den Boden, der freilich auch eine recht üble Eigenschaft hat. Er regt sich nämlich ziemlich häufig. Copiapó liegt auf einer Erdbebenlinie. Aus diesem Grunde gibt es nur niedrige, leicht gebaute Häuser, deren Türen nicht nur deshalb fast immer unverschlossen bleiben, weil in den Häusern meist nicht viel zu holen ist, sondern mehr noch aus dem Grunde nicht versperrt werden, um schnell ins Freie flüchten zu können, wenn es Erdstöße gibt. Da jeder Tropfen Wasser in diesem Tale, wo es nur wenige Male im Jahre regnet, von großem Werte ist, sind eine Menge Beamte zur Überwachung des Flusses angestellt, und die Verteilung des Wassers für die verschiedenen Grundstücke ist eine peinlich genaue. Das Trinkwasser aus den spärlichen Bergquellen wird an die Bevölkerung dieser merkwürdigen Stadt — verkauft. Im übrigen hat sie Gaslicht, und ihre Hauptstraßen sind gepflastert

und reichlich mit hübschen Läden versehen, welche aber der großen Tageshitze halber erst nach Sonnenuntergang geöffnet werden, wie denn erst in dieser Zeit die Stadt zu leben beginnt. Schlimm ist es nur, daß der Ostwind, der in den Nachtstunden über die mit Schnee bedeckten Anden kommt, auf die Tagesglut eine eisige Kälte folgen läßt.

Es wird in Copiapó viel Geld verdient und viel ausgegeben; dies ist überall der Fall, wo wie hier große Werte aus der Erde gezogen werden, und anderseits nicht nur der Luxus, sondern auch das Notwendige von weither gebracht werden muß. Copiapó wird von Valparaiso versorgt. Dieses ist in Verbindung mit dem Hafen von Caldera, von welchem aus eine Bahn nach Copiapó führt, das mittels jener in drei Stunden erreicht werden kann. Der Güterverkehr mindestens ist ein sehr reger, denn so wie Caldera alle möglichen Lebensbedürfnisse sendet, so gehen dahin auch ungeheure Quantitäten von Gold-, Silber- und Kupfererzen ab, welche rings um Copiapó abgebaut, daselbst jedoch wegen Kohlenmangel nicht ausgeschmolzen werden können.

In einem der hübschesten Häuser der Stadt, welche nur vier lange, parallellaufende, ziemlich elegante Straßen besitzt, wohnte Ralph Taylor.

Er war derjenige, von welchem Deronge zu König Milan redete, an den Lavinia Gerald mit mehr als nur verwandtschaftlicher Sympathie dachte, und dessen Seele zum guten Teil von ihrem Bilde erfüllt war.

Ralph Taylor aus Pullman war der Sohn des einstigen Minenbesitzers Fred Taylor, der vor einem Jahr gestorben war, und der Neffe und Mündel Robinson Taylors, der, ebenso wie sein verstorbener Bruder Fred, ein mehrfacher Millionär war. Die Brüder Taylor hatten bis vor sieben Jahren miteinander eine herrliche

Villa bewohnt, welche nahe der Vorstadt Pullman bei Chicago liegt.

Die beiden waren arbeitsfrohe und arbeitstüchtige Männer. Fred, der Jüngere, besaß eine liebenswürdige Frau und zwei Kinder: einen Sohn, eben Ralph, und eine Tochter Jane, die beide zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Robinson war Junggeselle. Das gemütliche Heim änderte sich aber ebenso schnell wie gründlich, als Ralphs Mutter starb. Sie mußte das zusammenhaltende Element in der kleinen Familie gewesen sein, denn nun sie fehlte, hielt es Fred daheim nimmer aus, gab seine Kinder nach New York in ein ausgezeichnetes Erziehungsinstitut, von dem aus Ralph später die Universität besuchte, indessen sein Vater, betreut von einer alten Dienerin des Hauses, fern von seinem einstigen so glücklichen Heim in der Arbeit zu vergessen suchte, daß er das beste Weib verloren hatte.

Da war es Robinson Taylor in dem weitläufigen Familiensitz zu einsam geworden. Eines Tages erhielt sein Bruder, der in Copiapó den Abbau seiner dortigen Gold- und Silberminen leitete, die Ankündigung, daß Robinson geheiratet habe, und zugleich die Anfrage, ob er diesem nicht seinen Anteil an dem alten Familiensitz der Taylors verkaufen wolle.

Fred Taylor tat dies gern, denn es zog ihn nichts mehr nach der Stätte seines einstigen Glückes.

Er wunderte sich auch nicht sehr darüber, daß sein Bruder, welcher doch schon über die Fünfzig hinaus war, diese Heirat geschlossen hatte. Robinson war eben immer einen freundlichen Familienkreis gewohnt gewesen; da ihm dieser nun genommen war, hatte er sich eben selber einen geschaffen. Er war der Mann einer wenig bemittelten Witwe, Frau Dorothea Rustin, geworden, die vermutlich viel inneren Wert besaß; denn

sie war weder jung, noch schön, noch von besonderem Range. Ihr erster Mann war ein Apotheker gewesen, der ihr nicht viel mehr hinterlassen hatte als zwei bildhübsche Kinder, einen Sohn, der um einige Jahre älter war als Ralph, und eine sehr viel jüngere Tochter namens Lydia. Diese, so schrieb Robinson an seinen Bruder, und die inzwischen zurückgekehrte Jane huschten wie Sonnenstrahlen durch das stille, weite Haus, darin Dorothea sich bemühe, die Gemütlichkeit wieder einzuführen, die mit seiner ersten Herrin daraus geschieden war.

Von seinem Stiefsohn John Austin schrieb Robinson Taylor nur selten. Der junge Mann war zuerst in einem Institut untergebracht gewesen, schien aber dort nicht gut getan zu haben, denn bald hörte Fred Taylor, daß sein Bruder den Stiefsohn in ein Großhandlungshaus in New York gegeben habe, dessen Chefs ihrer Strenge wegen bekannt und von ihren jungen Angestellten gefürchtet waren.

„Na, das hat mein Sohn nicht nötig," schrieb Fred Taylor befriedigt an Robinson zurück, als er diese Nachricht erhalten hatte. „Bei Ralph ist das Pflichtbewußtsein mehr als nur zur Genüge entwickelt, bei ihm müßte nur das Herz ein wenig härter werden, sonst wird er in ein paar Jahren wirklich nur auf sein Wissen und Können angewiesen sein. Gut nur, daß er selber damit einverstanden ist, erst mit sechsundzwanzig Jahren in den Besitz seiner vollen Rechte zu treten. Bis dorthin wird sich seine Weichheit hoffentlich verloren haben, und seine Fäuste werden stark genug sein, das Vermögen, das ihm zufällt, festzuhalten."

Einige Monate nach Absendung dieses Briefes war Fred Taylor tot. Eine Lungenentzündung hatte den kräftigen Mann dahingerafft.

Das war vor nun fünf Jahren geschehen. Sein Sohn hatte nicht nur ein großes Barvermögen geerbt, welches sein Onkel Robinson, der Ralphs Vormund geworden war, verwaltete, sondern war auch Eigentümer des hübschen Hauses in Copiapó geworden, in welchem sein Vater gewohnt hatte, und zugleich Mitbesitzer der Minen, an welchen dieser beteiligt gewesen war.

Es war ein Zufall, daß Ralph eine große Vorliebe für das Studium der Mineralogie, der Chemie und des Bergbaues besaß, aber kein Zufall, daß er sich gerade diesen Studien mit großem Ernst und Erfolge hingegeben hatte. Sein Vater sowohl, als auch sein Onkel hatten den Lerneifrigen dazu bewogen, sich eine tüchtige Fachbildung anzueignen, denn diese konnte Ralph einmal notwendig werden.

Und sie wurde ihm notwendig.

Im November 1885 kam die Nachricht nach Pullman, daß die Minen, an welchen Ralph einen großen Anteil besaß, nahezu erschöpft seien. Dieser unangenehmen Kunde folgte die Anfrage, ob Ralph seinen Anteil nicht dem zweiten Teilhaber abtreten wolle. Es wurde ihm ein lächerlich geringer Preis dafür geboten.

Um jene Zeit hatte Ralph Taylor, der den Ehrgeiz besaß, auch noch etwas anderes als nur ein reicher junger Mann zu sein, eben seine letzte Prüfung abgelegt. Er war nun Doktor der Chemie und wohlbestallter Ingenieur.

In letzterer Eigenschaft trat er damals rasch entschlossen und zu seiner stillen Verwunderung von seinem Onkel geradezu dazu gedrängt, seine Reise nach Copiapó an. Frau Smith, die getreue Wirtschafterin seines Vaters, empfing ihn hier mit offenen Armen, dem Minenteilhaber, Don José Manzera, hingegen kam er recht ungelegen.

Dieser hatte in seinem Berichte ungeheuer übertrieben. Allerdings fand man das Silber jetzt nicht mehr, wie einstens, dicht und gediegen in das Gestein eingesprengt; aber verriet dieses auch weder durch Aussehen, Farbe oder Gewicht Spuren von Erz, so bewies doch seine Analyse immer noch reichen Silbergehalt.

Als Ralph Taylor und nach ihm andere Chemiker dies unzweifelhaft festgestellt hatten und die Bankiers von Copiapó die schon in Verruf geratenen Erze wieder gerne kauften, sowie auch die Geschäftshäuser in Valparaiso durch ihre Agenten die unterbrochenen Beziehungen wieder aufnahmen, kam der junge Ingenieur von selbst wieder auf das Verkaufsobjekt zurück, bestimmte jetzt jedoch einen ganz anderen Preis als den ihm einst vorgeschlagenen und — erhielt ihn. Es war über eine Million Dollars. Robinson Taylor in Pullman brauchte als Vormund nur eine Vollmacht zu dem Verkaufe zu senden, und dieser konnte vollzogen werden.

Auf das Eintreffen dieser Vollmacht wartete Ralph nun schon seit Wochen, denn so gern er hierher gekommen war, um in die für ihn so wichtige und interessante Angelegenheit Licht zu bringen und sie zu ordnen, ebenso gern ging er nun wieder, denn Copiapó, sowie das ganze Leben, das er hier kennen gelernt, hatte keinerlei Reiz für ihn. Es war das Leben von Abenteurern, Spielern und Geldprotzen.

Außer seiner guten alten Smith hatte er nur einen Menschen noch hier gefunden, mit welchem er gern Umgang pflog. Es war dies ein Arzt, Doktor Rosario, ein Spanier, der die Bildung eines Gelehrten und den Schliff eines Weltmannes in sich vereinte.

— — — — — — — — — — — —

Es war an einem Junitage des Jahres 1886 um

die Zeit des Sonnenunterganges, als ein wunderhübsches junges Mädchen, dessen dunkle Hautfarbe verriet, daß es eine Eingeborene sei, in großer Eile und sichtlich aufgeregt Taylors Haus betrat. Sie rannte sofort nach der Küche, woselbst die würdige Frau Smith soeben einen wunderbar knusperigen Kuchen aus dem Ofen nahm.

„Was ist dir denn?“ rief sie dem Mädchen zu, das mit zitternden Händen etliche Flaschen, die es getragen, auf den Küchentisch stellte.

„Frau Smith — ich glaube — ich fürchte —“

Die Kleine hatte noch gar keinen Atem.

„Also, was meinst, was fürchtest du?“ fragte die Wirtschafterin. „So rede doch.“

„Ich bin einem Manne begegnet.“

„Nur einem?“ Frau Smiths Stimme klang etwas spöttisch.

„Er hat mich angeredet.“

„Na höre, Anita, bildest du dir darauf etwas ein?“

„Es ging nicht mich an.“

„Wen denn?“

„Unseren Herrn. Der Fremde wollte so Sonderbares.“

Frau Smith wurde jetzt aufmerksam. „Was wollte er denn?“

„Er hatte ein Körbchen mit Feigen, die sollte ich heute auf den Tisch stellen. Er bot mir dafür zwei Unzen Gold.“*)

„Du nahmst doch das Geld nicht?“

„Nein.“

Frau Smith schüttelte besorgt den Kopf. „Da steckt eine Teufelei dahinter. Man muß es dem Herrn sagen.“

---

*) Eine Unze Gold hat den beiläufigen Wert von 70 Mark.

Anita seufzte. „Das werde ich büßen müssen. Der Mann bedrohte mich, wenn ich reden würde. Aber natürlich: der Herr muß es erfahren.“ Anitas dunkle Augen leuchteten auf, als sie hinzusetzte: „Sagen Sie es ihm doch gleich. Ich habe große Angst um ihn.“

Die Wirtschafterin strich dem Mädchen sanft über das Haar: „Anita, nimm dich zusammen. Es taugt nicht, wenn man seinen Herrn gar zu lieb hat. — Aber sieh, da kommt dein Bruder. Der muß es auch erfahren.“

Ein hagerer junger Mensch war in die Küche getreten. Als er Anita weinend auf einen Stuhl sinken sah, fragte er sie sanft, was ihr geschehen sei, und da erfuhr er ihr Erlebnis.

„Wie denken Sie darüber, Manil?“ fragte Frau Smith. „Gibt man zwei Unzen Gold dafür her, daß jemandem harmlose Feigen zum Genusse hingestellt werden?“

Manil schüttelte den Kopf. „Es muß ein Schuft gewesen sein,“ antwortete er ernst, „aber ein dummer Schuft. Wenn er unserem Herrn Schaden zufügen wollte, und das ist zweifellos, dann mußte er es anders anfangen.“

„Würdest du den Menschen wieder erkennen?“ wandte Frau Smith sich an das Mädchen.

Anita nickte, und dann beschrieb sie den Mann. Groß und schlank war er und sicherlich aus dem Norden, denn wenn auch sein Haar dunkel war, hatte er doch ein helles Gesicht und helle Augen.

Die drei wußten nicht recht, was zu tun sei. Augenblicklich war ja nichts zu befürchten, und der Herr hatte eine wichtige Besprechung mit Doktor Rosario, welcher mit ihm im Garten hinter dem Hause auf und nieder ging. Taylor wurde nicht gern gestört, das wußten seine Leute; so blieb also Frau Smith einstweilen bei ihrem Herde, während Anita im Saale für

die beiden Herren den Tisch deckte, und ihr Bruder die tagüber immer wohlverschlossenen Fenster öffnete, damit der Abendwind Kühlung hereinbringen könne. Manil ließ auch überall die Vorhänge nieder, damit die Moskitos keinen Weg in die Zimmer finden sollten.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß jenseits der Straße ein Herr langsam vorüberging. Dieser Herr war groß und schlank. Mehr konnten selbst des Chilenen scharfe Augen nicht erkennen, denn, trotzdem die Nacht noch nicht völlig eingebrochen, es also noch nicht kühl geworden war, trug der Herr einen langen Mantel, und sein Gesicht war von einem breitkrempigen Hute beschattet.

Jedoch glaubte Manil zu bemerken, daß der Herr gespannt herüberschaue. Er selber, der sich in dem jetzt finsteren Schlafzimmer Taylors befand, konnte nicht gesehen werden. Schon überlegte er, ob er sich den Mann nicht näher anschauen solle, und wollte soeben das Fenster verlassen, da ging jener rasch weiter und war bald verschwunden.

Inzwischen schritt Ralph Taylor, ein auffallend hübscher, dunkelblonder Mann, an der Seite des Doktors Rosario durch den Garten. Die beiden waren recht ernst.

Taylor sah nicht gesund aus. In seinen Augen, in seinem Wesen drückte sich eine gewisse Müdigkeit aus, und seine Wangen zeigten eine gelbliche Blässe.

Rosario betrachtete ihn besorgt, während er zu examinieren begann. „Seit vorgestern also zeigen sich diese Symptome?“

„Ja, seit vorgestern.“

„Was haben Sie denn gegessen?“

„Ein Beefsteak und ein wenig Senf.“

„Bei Menelli?“

„Ja. Ich treffe dort, wie Sie wissen, jeden Sonnabend Don José, meinen bisherigen Kompagnon.“

„Und was haben Sie getrunken?“

„Zuerst Wein.“

„Und dann?“

„Limonade.“

„Wie sind Sie denn auf diese Idee gekommen?“

„Mein Tischnachbar, übrigens ein mir gänzlich fremder Herr, animierte mich dazu, weil ich so sehr über Durst klagte.“

„Merkwürdig, zum Essen Limonade zu nehmen. Hat er denn auch solche getrunken?“

„Ja. Er hat nämlich selber eine neue Mischung erfunden. Er setzte der Limonade, die der Kellner brachte, noch einige Tropfen irgend einer Säure hinzu. Die Geschichte schmeckte nicht eben besser dadurch; aber jeder Erfinder ist in seine Erfindung verliebt. Er trank das Zeug geradezu mit Leidenschaft.“

„Und Sie?“

„Ich trank es aus Artigkeit.“

„Wo nahm er denn diese andere Säure her?“

„Er trägt sie, wie er erzählte, immer bei sich, um sie dem oft ja wirklich elenden Wasser zuzusetzen, das ein Cateador*) zuweilen trinken muß.“

„Er ist also ein Cateador?“

„Warum interessiert Sie denn dieser Mann so sehr?“

Der Doktor umging die Antwort, indem er eine neue Frage stellte. „Wer von der Tischgesellschaft kennt ihn?“

Taylor zuckte die Achseln. „Ich glaube, er ist allen fremd,“ sagte er nach einer Weile.

---

*) Cateador = Minensucher. Es gibt überall dort, wo nach Edelmetall gesucht wird, Cateadores.

„Haben Sie es gesehen, daß er auch seiner eigenen Limonade die bewußte Säure zusetzte?“

Ralph wurde stutzig. „Nein, gesehen habe ich das nicht — ich habe ihm ja nicht auf die Finger geschaut.“

„Das wäre in diesem Falle recht gut gewesen.“

Ralph blieb stehen. „Woran denken Sie, Doktor? Doch nicht, daß —“

Rosario nickte. „Doch — genau daran denke ich. Ja, Taylor, Sie haben Gift im Leibe, eines von diesen verwünschten Pflanzengiften, wie man sie hier so gut zu gewinnen und anzuwenden versteht. Das ist eine der wenigen Künste, welcher die Indianer mächtig waren, und so mancher ihrer Unterdrücker hat diese Kunst gelernt. Vor etlichen Jahren behandelte ich ein Mädchen, dem man einen Strauß gesandt hatte, einen kleinen Strauß frischer Rosen. Sie roch daran und erkrankte. Ich weiß heute noch nicht, was für ein Gift man den Blumen mitgeteilt hat. Der Bankier Massalo starb vor etlichen Monaten sofort nach dem Genusse einer Feige. Ich untersuchte eine zweite, welche zu essen er nimmer Zeit gehabt. Es war eine herrliche Frucht, nur waren etliche kaum merkliche Stiche an ihr zu sehen. Ich untersuchte sie. Man hatte ihr in großen Mengen Datura stramonium eingespritzt. Vor etwa zwei Jahren wurde eine Frau, die in der Vorstadt San Fernando lebte, plötzlich eingezogen. Es war aufgefallen, daß von den Personen, mit denen sie in Unfrieden lebte, eine nach der anderen gestorben war. Sie waren alle rasch und alle unter den gleichen Erscheinungen gestorben. Dieser weibliche Teufel hat sich die Fingernägel mit dem Safte einer Sapindacea vergiftet und hatte ihre Opfer einfach, wie zufällig, ein bißchen gekratzt. Sehen Sie, lieber Freund, solcher Art sind die Späße, die man hier zu Lande macht.“

„Und Sie sind der Meinung, daß man auch mit mir sich solch einen Scherz erlaubt hat?“

„Dieser Meinung bin ich.“

Ralph versank für eine gute Weile in ein tiefes Nachdenken, dann sagte er traurig: „Wer sollte denn so sehr mein Feind sein, daß er mich töten möchte?“

„Ihrer Dienerschaft sind Sie natürlich sicher?“

„Aber Doktor!“

„Nun ja, ich weiß schon, Frau Smith ist wie eine Mutter zu Ihnen.“

„Wahrhaftig, sie verhätschelt mich ja geradezu.“

„Und Anita gäbe einfach ihr Leben für Sie. — Warum werden Sie denn rot? Sie können doch nichts dafür, wenn das arme kleine Ding tatsächlich ihre Fußspuren küßt. Solche Leidenschaftlichkeit wird für gewöhnlich nur in Romanen geschildert, im Leben sehe ich zum ersten Male derlei vor mir.“

„Armes kleines Ding!“ seufzte Taylor. „Nein, Doktor, an Anita ist nicht zu denken, die könnte nicht einmal einen Vogel töten.“

„Einen Vogel vielleicht nicht,“ entgegnete Rosario trocken, „aber einen geliebten Menschen — aus Eifersucht. Ah! Sie kennen die Frauen im allgemeinen und die Chileninnen im besonderen nicht. Aber Anita würde Sie nicht vergiften, die ist ein wackeres Mädchen, die griffe zum Dolch. — Wie steht es jedoch mit Manil?“

„Für dessen Treue lege ich meine Hand ins Feuer.“

Der Doktor lachte kurz auf. „Das werden Sie sich auch noch abgewöhnen, Sie himmelblauer Idealist,“ sagte er kurz.

Ralph fiel ihm in die Rede: „Bei dem nicht, der ist durch tausend Fäden der Dankbarkeit an mich gebunden.“

„Ah! Wohltun macht Feinde!“

„Sie sind ein Menschenhasser!“

„Nur ein Menschenkenner. Aber reden wir nicht mehr von Ihren Leuten. Denken Sie nach. Wann hatten Sie Gelegenheit, sich in Copiapó einen Feind zu machen?“

„Ich wüßte nicht, wann und wo ich diese Gelegenheit gehabt hätte.“

„Sie haben vielleicht einen Nebenbuhler?“

„Nein, Doktor, in dieser Beziehung bin ich niemand im Wege. — Ah, da kommt Anita, uns zum Essen zu holen.“

„Warum sind Sie so blaß, Anita?“ fragte der Doktor.

Aber Anita war nicht mehr blaß. Soeben erglühten ihre Wangen in lichter Röte, denn ihre Augen waren denen ihres Gebieters begegnet. Sie antwortete auch dem Doktor nicht, sondern eilte den zweien voran ins Haus.

„Sie sind ein Stock, Taylor,“ bemerkte Rosario.

Ralph schüttelte den Kopf und entgegnete lächelnd: „Nein, ich bin nur nicht gewissenlos. In meinem Leben wäre die Liebe dieses armen Dinges ja doch nur eine Episode.“

Etliche Minuten später saßen die Herren bei Tische.

Es war eine alte, gemütliche Gewohnheit von Frau Smith, daß sie sich bei Ende der Mahlzeiten zeigte, um sich zu erkundigen, ob alles gemundet habe.

Auch heute kam sie herein, aber von Gemütlichkeit war diesmal keine Spur in ihrem Gesichte. Die Herren wußten bald, weshalb sie so düster und feierlich war.

Als sie ihren Bericht gemacht, rief sie Anita herein, und diese mußte noch einmal die Begebenheit schildern.

Ralph reichte ihr die Hand und sagte ihr ein paar

herzliche, anerkennende Worte, denen sie mit dem Ausdruck einer Verzückten lauschte. Dann lief sie schluchzend hinaus.

Auch dem Doktor tat Anita leid. „Wie schmal sie geworden ist, seit sie weiß, daß Sie Copiapó verlassen werden,“ sagte er. „Ich fürchte, sie wird einen Unsinn begehen, wenn Sie einmal fort sind.“

„Ah, Doktor, sie wird mich bald vergessen.“

Rosario lächelte bitter. „Nur Weltdamen vergessen, die Kinder des Volkes nicht, am wenigsten die Kinder dieses Volkes.“

Noch redete er, da öffnete sich die Tür wieder, und Manil kam mit einem dicken, mehrfach gesiegelten Schreiben herein. Auch seine Schwester war wieder da. Sie begann allerlei aufzuräumen. Es war gewiß ein überflüssiges Tun, denn Rosario, welcher sie beobachtete, bemerkte, daß sie die Gläser und Tellerchen, die sie in die Hand nahm, genau wieder dorthin stellte, woher sie sie genommen hatte, und er sah, wie ihre Hände zitterten.

Taylor hatte den Brief schon geöffnet und sah, daß einem Schreiben seines Onkels ein amtliches Schriftstück beilag. „Endlich ist die Vollmacht da,“ sagte er, „nun kann in vierundzwanzig Stunden alles erledigt sein. — Manil, Sie gehen zu Don José und sagen ihm, daß ich morgen früh mit ihm beim Notar zusammentreffen möchte.“ Und sich dem Doktor zuwendend, fuhr er lebhaft fort: „Der „Santiago“ geht Mittwoch aus dem Hafen von Caldera ab. So bin ich Freitag in Valparaiso und Sonnabend hoffentlich schon auf hoher See.“

Rosario nickte ihm zerstreut zu; er hatte seine Augen von Anita nicht abwenden können. Das Mädchen hatte das müßige Umherkramen unter dem Geschirr aufgegeben. Ganz automatenhaft hatte sie sich umgewendet.

Ihr wohl selbst unbewußt hielt sie eine der winzigen Kaffeetassen, die sie früher zur Hand genommen, noch fest.

Manil, der sie auch beobachtete, fragte Taylor mit einer gewissen Hast, ob er sofort zu Don José Manzera gehen solle, und da Ralph, von dem Briefe aufschauend, bejahte, eilte er aus dem Saale. Als er an seiner Schwester vorbeikam, hieß er sie in fast rauhem Tone ihm folgen. Aber Anita hörte ihn wohl gar nicht, die schaute nur immer mit ihren großen, dunklen Augen, in denen jetzt kein Glanz war, zu ihrem Gebieter hinüber.

Rosario sagte freundlich: „Nun, Anita, Sie werden, wie ich höre, bei Donna Porseda eintreten. Da kann ich Ihnen nur gratulieren. Frau Dolores ist eine ebenso feine als gütige Dame. Sie freuen sich wohl schon darauf, ihr zu dienen?"

„O ja, ich freue mich!" sagte Anita und bemühte sich zu lächeln.

„Da kommen Sie ja auch nach Valparaiso," fuhr der Doktor immer gleichmäßig freundlich fort, „denn Porsedas besuchen ihre dortigen Freunde jährlich wenigstens einmal, und Frau Dolores nimmt ihre Kammerjungfer immer mit."

„Ich freue mich, o ja, ich freue mich!" bemühte sich Anita zu sagen und lächelte noch immer.

Da stand der Doktor auf. Er sah, daß die Arme leise hin und her zu wanken begann, sah, daß ihr hübsches Gesicht plötzlich bläuliche Schatten bekam.

Rasch ging er auf sie zu. Er kam dennoch zu spät. Schon rollte das silberne Schälchen über die Kokosmatte, welche den Boden bedeckte, und Anita sank zusammen. Ganz klein, ganz schmal lag sie da — es war, als wolle sie in ihrer rührenden Bescheidenheit auch jetzt nur so wenig Raum als möglich einnehmen

Ralph, ganz in das Lesen des Briefes vertieft, merkte erst, was geschehen war, als der Doktor trocken sagte: „Ich hab's ja gewußt. Sie wird daran zu Grunde gehen.“

Da erst schaute Ralph auf, warf den Brief auf den Tisch und eilte, Rosario beizustehen.

„Na, lassen Sie nur, einstweilen werden ich und die Smith mit dem armen Ding schon allein fertig,“ sagte der Doktor und verließ mit seiner leichten Last den Saal, Ralph in nicht geringer Bestürzung zurücklassend. — —

Als Rosario nach einer Viertelstunde wiederkam, rannte Taylor fassungslos im Zimmer auf und nieder. „Nun?“ fragte er gespannt.

„Nun, jetzt weint sie,“ antwortete der Doktor gleichmütig. „Sie schämt sich vor sich selber, die arme Kleine. Wenn sie Ihnen wieder vor die Augen kommt, erinnern Sie sie ja nicht an das Geschehene. Im übrigen können Sie ruhig sein, Frau Smith will Anitas wegen gern noch vierzehn Tage länger hier bleiben, damit sie der Armen über Ihre Abreise hinweghilft. Sie hat ihr so liebevoll und vernünftig zugeredet, daß Anita es ihr freiwillig zugeschworen hat, ruhig zu bleiben.“

„Wäre ich nur schon aus diesem Lande fort!“ rief Taylor ungeduldig. „Haß, den ich nicht verdiene, Liebe, die ich nicht will. Das ist zu viel!“

„Na, beruhigen Sie sich nur,“ riet der Arzt, ihm ein Glas Mineralwasser reichend, „dieser Haß und diese Liebe werden sich schon legen. Aber dem stimme ich wohl auch zu, daß Sie Luftwechsel brauchen, schleunigen Luftwechsel. Ich verlasse Sie jetzt. Manil soll heute noch aus der Apotheke holen, was ich selber dort bereiten will. Das Mittel nehmen Sie dann sogleich —

lieber zu viel davon, als zu wenig. Sie halten schon eine etwas energische Kur aus. Und merken Sie auf: rascher Stoffwechsel ist nötig, damit Sie das Gift wieder aus dem Leib bekommen. Natürlich werden Sie bis zu Ihrer Abreise nur genießen, was hier im Hause bereitet wurde, und nur Mineralwasser trinken. Manil soll, wenn er die Medizin holt, gleich ein Dutzend Flaschen mitnehmen."

„Sie sind also wirklich in Sorge um mich?" fragte Ralph, der sich fröstelnd und müde niedergelassen hatte.

„Soll ich das nicht sein? Einer muß doch Vorsicht üben. Sie tun es nicht, also muß ich es tun. Denken Sie an die Feigen, zu deren Genuß man Sie bringen wollte, weil die Limonade nicht genug Wirkung hatte! — So, und nun gute Nacht. Frau Smith kocht schon den Tee, der Sie zum Schwitzen bringen soll. — Wenn es nur auch dazu kommt! Wenn nicht, muß ich es noch vor Sonnenaufgang erfahren, denn ich muß nach Tres Puntas."

Ralph reichte dem Freunde die Hand. „Daß ich Ihnen auch noch Sorgen und Umstände machen muß!"

Rosario lachte kurz auf. „Dazu sind wir ja da, daß man uns Sorgen und Umstände macht. Ihnen freilich hätte ich dies gern erlassen."

„Wie lang bleiben Sie in Tres Puntas?"

„Bis morgen mittag. Gegen Abend bin ich wieder zurück. Vielleicht auch schon früher, falls mein Patient nichts mehr auf Erden, also auch mich nicht mehr braucht."

„Ein so schwerer Fall ist es?"

„Der Mann ist im letzten Stadium der Schwindsucht. Aber das ist kein Gespräch für Sie, der Sie seit gestern ohnehin melancholisch sind. Also noch einmal Vorsicht und gute Nacht!"

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen befand Ralph sich schon ein bißchen wohler. Die Aussicht, Copiapó bald im Rücken zu haben, trug dazu bei, seine Genesung zu beschleunigen.

Er hatte sich mit Frau Smith dahin verständigt, daß sie aus Rücksicht für Anita noch einige Zeit in der Stadt zurückbleiben solle. Manil jedoch sollte mit ihm auf dem am Mittwoch nach Valparaiso fahrenden Schiffe abreisen.

Blaß und still beteiligte Anita sich beim Packen und wich dabei Taylor nach Möglichkeit aus. Er machte ihr dies übrigens leicht.

Noch ehe die Sonne ihre Macht entfaltete, hatte er das Haus verlassen, um den Notar aufzusuchen, bei welchem er mit Don José zusammentreffen wollte. Da nur einige Unterschriften zu leisten waren, damit der Kaufvertrag Gültigkeit erhielt, war diese Sache bald erledigt, und Taylor konnte daran denken, die unumgänglichen Abschiedsbesuche zu machen.

Diese nahmen seine Zeit bis Mittag in Anspruch. Unter gewöhnlichen Witterungsverhältnissen wäre eine solche Reihe von Besuchen geradezu unmöglich gewesen, aber an diesem Tage herrschte Ostwind, und dieser brachte der Stadt stets Erfrischung mit. Auch kamen über die Anden, auf deren höchsten Gipfeln Neuschnee lag, mächtige Wolkenzüge, welche Copiapó den seltenen Genuß verschafften, beschattet zu sein.

Ralph hatte sich nur so viel an Geld sofort überweisen lassen, als er zur Reise brauchte. Den unvergleichlich größeren Teil der großen Verkaufssumme hatte der Notar mit der Verpflichtung übernommen, ihn noch im Verlaufe der nächsten Tage in sicheren Wechseln nach Chicago zu senden.

Ralph hatte auch einen Juwelier besucht. Heim-

gekommen, übergab er Frau Smith ein Etui, welches eine hübsch gearbeitete goldene Kette mit einem Kreuze enthielt. Es sollte sein, aber erst nach seiner Abreise zu übergebendes, Abschiedsgeschenk an Anita sein. Nachdem er noch die wenigen häuslichen Angelegenheiten geordnet hatte, befiel ihn jene Rastlosigkeit, der die meisten Menschen in den Stunden vor einer Abreise verfallen.

Es gibt nichts mehr zu tun als zu warten, und dies in Ruhe tun zu können, das verstehen die wenigsten Menschen, gar wenn sie Temperament haben.

Kein Wunder, daß Taylor, der sehr viel Temperament besaß und sich noch dazu in so unerquicklicher Lage befand, den letzten Abend, die letzte Nacht in der ihm widerwärtig gewordenen Stadt herbeisehnte.

Der Abend sollte ihm ja den letzten Besuch Rosarios, die Nacht Schlaf bringen; die kurze Zeit am Morgen vor der Abfahrt des Zuges nach Caldera war dann schon zu ertragen.

Der Nachmittag wurde angenehmerweise durch zweierlei unterbrochen: durch ein hier so seltenes Gewitter und durch einen Besuch.

Don José Manzera kam keuchend und schwitzend an und ließ sich zu Taylor in den Garten führen. Er fand seinen ehemaligen Geschäftsgenossen unter einer riesigen Edelkastanie, wo Ralph, in einer Hängematte liegend, den Kurs der von Caldera abgehenden großen Dampfer studierte.

Als er den dicken kleinen Mann, der ihn hatte übers Ohr hauen wollen, herankommen sah, erhob er sich und ging ihm entgegen. „Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches?" fragte er ein wenig verwundert, denn Manzera hatte bisher ob seines Schuldbewußtseins seine Gesellschaft eher gemieden als gesucht.

„Sie fragten mich heute morgen, ob ich den Mann kenne, der Ihnen die bewußte Limonade mit seinem Mittelchen vorsetzte," begann Manzera.

Da fing Taylor an, sich für seinen Besuch zu interessieren. Er führte ihn nach dem Hintergrunde des Gartens, welcher einen ebenso großartigen als sicheren Zaun besaß. Es waren nämlich ringsum an seiner Grenze Kakteen gepflanzt worden, die jetzt zwar erst etwa Manneshöhe erreicht hatten, aber es dennoch unmöglich machten, in den Garten zu dringen, denn über diese dickstämmigen, mit harten langen Stacheln besetzten Pflanzen hätte auch nicht einmal der beste Turner hinwegsetzen können.

Sie waren aber nicht nur ein Schutz für den Garten, sie dienten ihm auch noch zur Zier, denn aus ihren so schrecklich bewehrten Leibern erwuchsen Hunderte und Aberhunderte von tiefkelchigen, blutroten Blüten, die einen reizvollen, feurigen Saum um den an und für sich schon schönen Garten bildeten.

„Wissen Sie jetzt etwas über diesen Mann?" fragte Taylor, der sich neben seinem Gast in einen der Sessel niederließ, die hier, an dem hübschesten Punkte der Anlage, rings um einen großen Tisch standen.

Manzera schüttelte den Kopf. „Nichts weiß ich als das, was ich Ihnen heute früh sagte, daß mir der Mensch völlig fremd ist, und daß auch Alveda und Lopez, die mit uns bei Tische saßen, ihn nicht kennen. Lopez, der mit ihm vorher ein paar Worte bezüglich der Abfahrt der Züge geredet, hatte nichts dagegen eingewendet, daß der Mann sich an unseren Tisch setzte."

„Hat Ihnen Lopez das heute mitgeteilt?"

„Ja, ich traf ihn in der Alameda. Heute geht ja alles spazieren. Gott segnet uns. Es war ja nimmer zum Atmen. — Aber hören Sie. Ich habe noch etwas zu melden."

„Was denn?“

„Der Fremde ist noch hier.“

„Sie haben ihn gesehen?“

„Ja. — Ich fuhr nach San Fernando hinaus, da stand er mit einem anderen Manne an einer Wegkreuzung. Ich machte eine jähe Bewegung zu meinem Kutscher hin, aber ehe ich noch Zeit hatte, halten zu lassen, war der Kerl schon auf mich aufmerksam geworden und hinter dem Gebüsch verschwunden. Auch sein Genosse mußte kein gutes Gewissen haben, denn auch er verschwand schleunigst.“ Don José wischte sich wieder über das Gesicht, denn die lebhafte Rede hatte ihn erhitzt. „Können Sie mit dieser Nachricht etwas beginnen?“

Ralph zuckte die Achseln. „Jedenfalls danke ich Ihnen dafür,“ entgegnete er. „Aber ich gebe, um den Schurken verfolgen zu können, meine Abreise nicht auf. — Ah, da kommt Rosario,“ unterbrach er sich und deutete auf die Straße hinaus, welche auf eine kleine Strecke sichtbar war und an deren Biegung soeben der Doktor auf seinem Rappen auftauchte.

Manzera hatte sich erhoben. Er war kein Freund des Doktors, dessen politische Ansichten gar zu bedeutend von den seinigen abwichen. Dies wußte Ralph, deshalb hielt er ihn auch nicht zurück, als Don José sich ihm empfahl, noch ehe Rosario vom Pferde gesprungen war.

Zu gleicher Zeit kamen Manil und Anita herbei. Manil brachte die eben angelangte Zeitung; das Mädchen war von Frau Smith mit Erfrischungen herausgesandt worden. Diese waren eigentlich dem ersten Besucher bestimmt gewesen, den Ralph bis zum Hause begleitete; nun sollten sie Rosario zu gute kommen.

„Tragen Sie die Platte immerhin in den Garten

und Sie, Manil, öffnen dem Doktor die Zauntür," sagte Taylor im Vorbeigehen zu den zweien, reichte seinem bisherigen Kompagnon noch einmal die Hand und wartete, bis jener auf die Straße getreten war, dann kehrte er wieder in den Garten zurück.

Rosario stand schon an dem Tische und schenkte sich von dem Mineralwasser ein, das zu trinken er Ralph geraten hatte.

Manil war damit beschäftigt, des Doktors erhitztes Pferd auf und ab zu führen, und Anita gab soeben Rosario irgend eine Auskunft, als Taylor auch an den Tisch herantrat. Aber sie redete nicht zu Ende.

Ganz plötzlich flammten ihre Augen auf, und ihr Gesicht verzerrte sich in einer entsetzlichen Angst.

Gleichzeitig breitete sie die Arme aus und drängte sich hastig an ihren Gebieter, und nun war keine Angst mehr in ihr, hoch hob sie den Kopf, und hell funkelten ihre Augen.

Im selben Moment blitzte es seitwärts hinter der Kaktushecke auf, und es gab einen scharfen Knall.

„Anita!" schrie Taylor entsetzt und fing die Niedersinkende in seinen Armen auf.

„Anita!" schrie auch ihr Bruder und warf die Arme wild in die Luft.

Etliche Sekunden später verließ Manil hastig den Garten. Rosario, der ja soeben erst von der Landstraße gekommen war, auf welcher Bewaffnung sich von selber verstand, griff in seine Rocktasche, dann blitzte es wieder auf, im Garten und auf der Straße. Knapp in Manneshöhe saß eine Kugel in dem Baume, vor welchem Ralph sich soeben hastig zu der Sinkenden niederneigte.

Jenseit der Hecke war ein Wehlaut hörbar geworden; dann raschelte es in dem dichten Buschwerk

des benachbarten Grundstückes, eine hohe, schlanke, sich jugendlich bewegende Männergestalt war noch einen Moment lang sichtbar, und nachher wurde es still.

„Schuft!“ murmelte Rosario und ballte die Hände. „Schuft!“ knirschte er noch einmal, als sein Auge auf Anita fiel.

Zu helfen war da nicht mehr, das sagte ihm der erste Blick.

Es breiteten sich schon die Schatten des Todes über das liebe, junge Gesicht, auf welches Ralph voll tiefsten Schmerzes niederschaute.

„Anita, du Liebe, du Gute, du stirbst für mich!“ flüsterte er ihr zu, die glücklich lächelnd zu ihm aufschaute.

„Für dich!“ wiederholte sie leise und strich ihm mit der schon müde werdenden Hand über das Gesicht. Dann fuhr sie, immer langsamer redend, fort: „Hüte dich. Es war derselbe Mann, der die Feigen —“

Sie hatte keine Stimme mehr, aber sie hatte noch so viel Kraft, ihre Wange auf seine Hand zu drücken.

Und nun war sie zufrieden, ganz zufrieden. Ihre Augen und ihr Mund lächelten. Sie war bei ihm, darüber vergaß sie, daß sie starb.

Ralphs Tränen fielen auf ihr Gesicht. Sie lächelte. Ralphs Lippen berührten die ihrigen. Sie lächelte.

Es war ein seliges Sterben.

Als er merkte, daß sie tot war, ließ der Tieferschütterte sie sachte zu Boden gleiten und erhob sich. Rosario schob ihm einen der Gartenstühle zu. Ralph barg das Gesicht in den Händen und weinte so heftig, daß sein ganzer Körper davon erschüttert wurde.

„Ist es nicht am besten so?“ sagte nach einer Weile der Doktor. „So leicht wäre ihr das Sterben nie mehr geworden.“

Es dauerte eine gute Weile, bis Ralph sich so weit gefaßt hatte, daß er dem Arzt, der die Tote ins Haus trug, folgen konnte.

Frau Smith, die soeben mit einem Korb Wäsche über den Flur ging, war so entsetzt, daß sie nicht einmal aufschreien konnte. Sie stellte, immer auf die Tote starrend, langsam den Korb nieder und mußte sich dann an die Wand lehnen.

Erst als der Doktor Anita im Saal drinnen auf ein Ruhebett gelegt hatte, konnte die alte Frau langsam hinterdrein gehen, und nun erst fand sie die Kraft zu reden. „So hat sie es also doch getan!" sagte sie schaudernd.

Da blickte der Doktor auf. Auch in seinen Augen standen Tränen. Trotzdem sagte er ziemlich trocken: „Sie irren, Frau Smith, Anita hat nicht selber Hand an sich gelegt. Sie ist für ihren Herrn gestorben."

„So hat man —"

„Ja, man hat nach mir geschossen," setzte Ralph ihre stockende Rede fort, „und Anita hat die Kugel aufgefangen. Ja, meine gute Smith, darum ist dieses arme Kind jetzt eine Leiche."

Eine Weile schaute die entsetzte Frau bald auf Ralph, bald auf die Tote, dann trat sie an diese heran und küßte ihre Hand.

Ralph stand am Fenster und starrte in den Garten hinaus. Sein Herz war voll heißen Leides, voll heißer Dankbarkeit und voll Bewunderung für eine Liebe, die so groß war, daß sie lächelnd den Tod hinnahm für den geliebten Mann.

„Sie ist an innerer Verblutung gestorben," hörten er und die Smith den Doktor sagen; aber sie beide wußten es, daß sie an ihrer Liebe gestorben war.

Bald danach kam Manil zurück. Er hatte den Mörder nicht mehr erreicht. —

Am nächsten Tage lag Anita im Sarge. Man brauchte ihr kein Kreuz in die Hände zu geben, denn es lag schon eines über ihrem treuen Herzen. Die Smith hatte der armen, kleinen Anita Ralphs Geschenk in den Sarg mitgegeben.

Manil hatte die Nacht über voll wilden Schmerzes die Totenwache gehalten. Jetzt war er schon gefaßter, und als Ralph davon sprach, daß er des Leichenbegängnisses halber die Reise aufschieben müsse, war er es, der seinem Herrn am eifrigsten zuredete, diesen Vorsatz nicht auszuführen.

„Sollen wir noch einen zweiten Toten beklagen?" fragte er grimmig. „Ist es nicht genug, daß Anita hat sterben müssen?"

„Manil hat recht," pflichtete ihm der Doktor bei, „Sie müssen sofort abreisen, und zwar werde ich mir erlauben, Sie bis auf das Schiff zu begleiten. Auch ich werde erst wieder ruhig sein, wenn ich weiß, daß Chile hinter Ihnen liegt."

Da alle ihn fortdrängten, gab Ralph schließlich nach, und es blieb bei der Abreise. Frau Smith sollte mit dem nächsten Schiffe folgen.

Gegen Mittag begaben Ralph, der Doktor und Manil sich zum Bahnhofe.

Ralph war recht gedrückter Stimmung. Er kam sich wie ein Flüchtender vor. Und war er nicht in der Tat ein solcher? Floh er nicht vor der Niedertracht irgend eines ihm unbekannten Schurken?

All dies überlegend und dazwischen zerstreut Rosarios Reden beantwortend, hatte er im Eisenbahnwagen Platz genommen. Rosario und Manil hatten sich ihm gegenüber niedergelassen. Das schier endlose Warten auf den Abgang des Zuges war schließlich auch vorüber. Die Lokomotive pfiff, die Wagen begannen sich

in Bewegung zu setzen. Ralph sandte noch einen letzten Blick auf die Stadt, dann glitten seine Augen über seine nähere Umgebung.

Plötzlich schoß ihm das Blut ins Gesicht, und er streckte die Hand aus. „Dort, dort ist er!“ rief er grimmig aus.

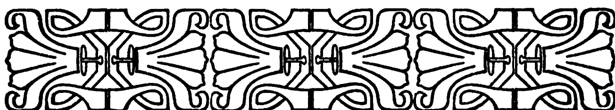
Rasch wandten auch seine zwei Begleiter ihre Blicke der angegebenen Richtung zu. Aber es war niemand mehr zu sehen, als etliche Bahnarbeiter.

„Wer war es?“ fragte Rosario.

Taylor tat einen tiefen Atemzug. „Mein Tischnachbar.“

(Fortsetzung folgt.)





Der Pikkolo.

Novellette von Karl Herold.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.





Franz Fuhrmann erfreute sich seinerzeit, als er noch im Hotel Gradl war, großer Beliebtheit allerseits. Er war für seine sechzehn Jahre zwar etwas klein, wie ein zehnjähriger Knabe noch, aber zierlich, gewandt und aufmerksam. Er stammte von dem einige Stunden entfernten Dorfe Frommenhausen, welchen Namen aber die böse Welt, da das Dorf seine Kirche, die vor alten Zeiten in irgend einem Krieg zerstört worden war, nicht wieder aufgebaut hatte — denn es mangelte am Nötigsten dazu — in Sündershausen verwandelt hatte. Vielleicht sollte damit auch angedeutet sein, daß die Bewohner nicht sehr kirchlich seien, aber wer konnte von den armen Leuten, meist Taglöhnern, die ein recht beschwerliches Brot aßen, verlangen, daß sie jeden Sonntag eine Stunde weit zur Kirche gehen sollten.

Der alte Fuhrmann war auch Taglöhner, und seinen Sohn Franz hatte er wohl deshalb Kellner werden lassen, weil er wie alle Welt sah, daß das zierliche Bürschchen zu einer rechtschaffenen Arbeit in Wald und Feld nie fähig werden würde.

Franz Fuhrmann befand sich also sehr wohl in seiner Stellung als „Pikkolo“. Die Gäste waren wegen seines allezeit freundlichen Gesichts und seiner stets bereiten Dienstfertigkeit sehr gut zu ihm. Selbst um sein Wachstum kümmerten sie sich. Es wäre doch schade, wenn der hübsche Junge gar zu klein bliebe, meinten sie, und der Herr Kommerzienrat, der allabendlich am runden Tisch saß, konstatierte an jedem Quartalsersten eigenhändig, welche Fortschritte er im Wachstum machte. An der Tür des Lesezimmers wurde dann durch einen kleinen Einschnitt vermerkt, wie es mit ihm stand. Im Anfang recht schlecht; aber nach ungefähr einem Jahre begann er zu wachsen. War es die gute Kost im Hotel, durch die „der Wachsknoten gesprengt“ worden war, oder nahm er sich die beständigen Ermahnungen, dafür zu sorgen, daß er etwas größer werde, zu Herzen — genug, die Kerben begannen nach aufwärts zu rücken.

Daß er ein Riese geworden wäre, kann man deshalb noch nicht sagen, er blieb trotzdem unter Mittelgröße und zierlich und beweglich dazu, aber der Zwergenzustand, in dem er anfangs verharren zu wollen schien, war wenigstens überwunden. Trinkgelder bekam er auch dann und wann zugesteckt, und von den jüngeren Herren weiße Ballkrawatten, die ausgedient hatten. Für ihn bildeten sie noch Prachtstücke.

Von Zeit zu Zeit kamen die Eltern einmal in die Stadt, um zu sehen, was ihr Junge mache. Die guten Leute mußten nur immer staunen, was aus dem Franz wurde. In diesem fixen Kerlchen war der verkümmerte kleine Dorfjunge gar nicht wieder zu erkennen.

Die drei Lehrjahre gingen so herum, und Herr Gradl hatte dem Franz eine Stelle in einem Hotel in Frankfurt am Main verschafft. Aber ehe er dahin ab-

dampfte, ging er noch einige Tage in sein Dorf zurück, um die Eltern zu besuchen und sich zu verabschieden.

Er hatte niemals Urlaub gehabt, und es war das erste Mal, daß er wieder hinauskam. Er wurde das große Ereignis des Jahres. Wie er zwischen den Eltern einherstieg in dem neuen Anzug, mit einem schwarzen städtischen Hute und einer Uhrkette, die allgemein für



Gold gehalten wurde! Wie er die freundlich herablassenden Manieren eines großen Herrn zeigte, der weiß, daß er zwar hoch über seiner Umgebung steht, daß aber die Freundlichkeit mit dem armen Volke um sich herum Pflicht ist. Wie er nachlässig von seiner zukünftigen Stellung in Frankfurt sprach, und daß sie nur ein kurzer Übergang zu noch ganz anderen Posten sei.

Seine früheren Schulkameraden, die ungelenke dumme Dorfjungen geblieben waren, befanden sich in seiner

Gesellschaft gar nicht mehr wohl. Er war zu vornehm geworden, und man wußte nicht recht, was man mit ihm anfangen sollte. Aber unter sich stimmten sie überall ein, daß er der große Mann aus dem Dorfe werden würde, eine Berühmtheit. Beneidet wurde er von ihnen aber deswegen nicht besonders, denn Stadtluft und Stadtsitten hatten für sie nichts Anziehendes; sie fühlten sich stets wie verloren, wenn sie einmal in die Stadt mußten.

Franz Fuhrmann kam wieder zurück ins Hotel Gradl mit einem Gefühl großer Erhebung. Gefallen hatte es ihm daheim natürlich nicht. In der Hütte der Eltern — das war kein Aufenthalt für einen modernen Menschen, da konnten sich höchstens diese zurückgebliebenen Bauern noch wohl fühlen. Und das ganze übrige Dorf? Es war doch eigentlich kein Mensch vorhanden, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen konnte. Aber was ihn wirklich erhoben, versöhnt hatte, das war die allgemeine Bewunderung, die man ihm angedeihen ließ. Die Kinder waren mit offenem Mund vor ihm stehen geblieben, wenn er, sein Stöckchen in der Hand drehend, durch die Dorfgasse schritt. Und selbst die Alten hatten ihm mit Staunen zugehört, wenn er von dem Leben der Stadtherren sprach. Die Mahlzeiten, welche die genossen, so Tag für Tag, das war beinahe sündhaft, so etwas gab es in Frommenhausen nicht an hohen Festen, nicht zu Hochzeit und Kirchweihe.

Im Hotel Gradl blieb er nur noch wenige Tage. Wieder wurden ihm von allen Seiten Trinkgelder zugesteckt — vom Herrn Kommerzienrat ganze fünf Mark — so daß er das Doppelte der Reisekosten allein durch die Trinkgelder bekam. O, seine Finanzen wuchsen! Er fuhr nicht einmal vierter, sondern dritter Klasse; das Geld war ja da, und auf einer so langen Reise mußte man sich doch setzen können.

Auf dem Bahnhof bekam er noch einmal Herzklopfen, etwas wie Trennungsschmerz, der ihn bisher ganz verschont hatte. Der Gutsbesitzer v. Wittich, einer der Herren vom runden Tisch, war mit seinem Töchterchen Luise zufällig da, für die kleine Luise hatte er stets eine gewisse Zuneigung gehabt. Sie blieb oft stundenlang, wenn der Vater, der in der Nähe der Stadt ein Gut besaß, in Geschäften aus war, und wartete auf ihn im Hotel. Da saß sie bei einer Tasse Schokolade, und er trug ihr alle illustrierten Zeitungen zu. Manchmal unterhielten sie sich auf einige Minuten, wenn gerade wenig Gäste da waren. Die Luise war ein Landkind wie er, wenn auch natürlich ganz anders erzogen; jedenfalls hatten sie mancherlei Anknüpfungspunkte.

Als der Zug abfuhr, winkte ihm Herr v. Wittich mit der Hand zu, und die Kleine nahm ihr Taschentuch und ließ es flattern. Ganz als ob er zu ihrer Gesellschaft gehört hätte. Das brachte ihm die Wehmut in die Brust, machte ihm die Augen feucht. Er holte auch sein Taschentuch heraus — glücklicherweise hatte er, ehe er zum Bahnhof ging, noch ein reines eingesteckt — und winkte zurück.*) Dann fuhr er mit dem Tuch über das etwas verzogene Gesicht, unauffällig, die Mitreisenden sollten die unmännliche Rührung, die ihn überkommen hatte, nicht bemerken.

In Frankfurt am Main blieb er ein Jahr Zimmerkellner, dann veränderte er sich wieder. Diesmal ging's nach Berlin, in ein Hotel am Alexanderplatz. In Berlin kaufte er sich für sechzig Pfennig den „Perfekten Engländer", und nach einem weiteren Jahre verließ er die Reichshauptstadt wieder, die zweifelhaften englischen Kenntnisse im Kopfe und jetzt den „Perfekten

*) Siehe das Titelbild.

Franzosen", ebenfalls für sechzig Pfennig, im Koffer. Er hatte eine Stellung in London bekommen. Da blieb er zwei Jahre und siedelte dann für ein Jahr nach Paris über. Dann war er drei Winter in Nizza, und Sommers über in der Schweiz. Von da ging er nach Kairo, nunmehr als Hoteldirektor. —

Es waren zehn Jahre vergangen, seit er das Hotel Gradl verlassen hatte, und wenn, als er damals in die Welt hinausfuhr, ein großer Unterschied bestanden hatte zwischen dem Bauernjungen, der in das Hotel eintrat, und dem Kellner, der es verließ, so war der Unterschied zwischen dem Kellner und dem feinen Herrn, der jetzt nach Beendigung der Wintersaison von Kairo nach Europa zurückreiste, ein noch bedeutend größerer.

Franz Fuhrmann war wirklich ein Herr geworden, dem man den Kellner nicht mehr ansah. Er fuhr erster Klasse auf dem Schiffe, er plauderte Englisch, Französisch, Italienisch, je nachdem es verlangt wurde, und wenn die Unterhaltung sich um Personen, tägliche Erlebnisse und dergleichen drehte, da fühlte er sich auch ganz wohl und gleichberechtigt in der Gesellschaft, in der er sich jetzt befand; aber es kamen auch Stunden, in denen, selbst wenn man Deutsch sprach, sich ein Abgrund zwischen ihm und den anderen auftat. Das war, wenn die Unterhaltung eine Wendung annahm, der er nicht folgen konnte. Vieles hatte er im Vorübergehen, konnte man sagen, aufgeschnappt, in Bewegungen und Manieren glich er ganz dem großen Herrn, aber daß er trotzdem keiner war, das fühlte er selbst am schmerzlichsten, wenn man wissenschaftliche Gespräche führte, denen er schweigend zuhören mußte. Denn er wußte wohl, daß er sich, wenn er mitsprach, nur bloßstellen konnte.

Er kehrte jetzt zum ersten Male, seit er Deutschland verlassen, dahin zurück. Er hatte im Frühjahr einen

Herrn aus Kalkutta als Gast im Hotel zu Kairo gehabt, und der hatte ihm den Vorschlag gemacht, ein deutsches Hotel in Dardschiling, dem berühmten indischen Heilorte in den Vorbergen des Himalaya, zu gründen. Es gab ihrer dort natürlich viele, aber sie ließen sämtlich zu wünschen übrig, und wenn er ein deutsches Hotel dort schaffen werde, so dürfte er auf tatkräftige Unterstützung aller Deutschen Kalkuttas, die dort oben in den Bergen Zuflucht vor den Unbilden des indischen Sommers suchten, rechnen, und werde außerdem in kurzer Zeit ein reicher Mann werden.

Er zog den Vorschlag in eingehende Erwägung. Besitzer eines eigenen Hotels zu sein, war immer noch besser als abhängiger Direktor eines Aktienhotels. Er ging also nach Europa, um jenen Herrn nochmals zu treffen und mit ihm genauer über das Projekt zu sprechen.

Natürlich kam er auch nach Hause, nach Frommenhausen: Wie sich die Eltern freuen würden, wenn ihr Franz wiederkam! Und wie die braven Dörfler jetzt aufschauen würden! Sein letzter Besuch, damals als „Pikkolo", kam ihm in den Sinn. Da war er ihnen schon sehr groß erschienen, und jetzt, da er Kleider von einem ersten Schneider trug, englischen Hut, die Kavalierkette von wirklichem Golde — jetzt, da er ein Kapital auf der Bank liegen hatte, welches nach Frommenhausener Begriffen schon großen Reichtum bedeutete, wie würde da erst das ganze Dorf um ihn tanzen! Es stieg wieder in seiner Erinnerung auf, welches Hochgefühl er bei jenem ersten Besuch empfunden; das mußte diesmal noch größer, viel intensiver werden.

Unterwegs hielt er sich noch in Oberitalien auf, denn er wollte erst gegen Ende Mai nach Hause kommen. Es war ihm alles unklar geworden, wie es da aussehe,

aber er hatte doch eine Ahnung, daß das Klima rauh sei und ihm, der durch den mehrjährigen Aufenthalt im Süden verwöhnt war, das Wehen des „Mailüfterls“ noch nicht so recht gefallen würde.

Aber um Ende Mai setzte ihn doch der Omnibus vor der Tür des Hotel Gradl ab. Der Oberkellner machte ihm seine Reverenz; er ließ sich von ihm ein



Zimmer anweisen. Es war Abend, die Stammgäste versammelten sich um diese Zeit gerade zum Abendschoppen. Niemand hatte ihn bemerkt, und als er eine Viertelstunde später in das Gastzimmer trat, erkannte ihn niemand.

Das wurde dann eine Überraschung!

Dieser Franz! Was der aus sich gemacht hatte, einfach nicht zum Glauben. An den runden Tisch zog man ihn heran, und er konnte gar nicht genug erzählen.

Wirklich ein Teufelskerl, der es weit gebracht hatte! Und die Kerben drüben an der Tür des Lesezimmers wurden belacht. Wie klein war er damals doch gewesen!

Um elf Uhr, als die Herren gewohnheitsgemäß aufbrachen, da drückte ihm jeder die Hand. Es war doch so ein recht netter Abend gewesen, man hatte einmal etwas anderes gehört als die Geschichten, die an der Tafelrunde sonst zum hundertsten Male auftauchten.

Am anderen Tage fuhr Franz Fuhrmann nach Frommenhausen hinaus. Das wurde nach der großen Freude die große Enttäuschung. Über das Dorf und seine Bewohner war er völlig hinausgewachsen. Die Eltern waren ja gute alte Leute, aber doch recht einfältig, dünkte ihm. Er liebte sie trotzdem und war bereit, alles mögliche für sie zu tun, aber länger bei ihnen bleiben, das würde ihm unmöglich sein. Das Häuschen war entsetzlich, das Bett noch entsetzlicher. Die Bettdecke drückte ihn wie Blei in der Nacht, so daß er nicht schlafen konnte. Die Geschwister und die anderen Dorfbewohner waren so roh, so ganz verständnislos für alles, was außerhalb der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse lag. Nein, er hielt es nicht aus.

Am anderen Tage schon fuhr er wieder fort. Die Mutter weinte, der Vater drückte ihm die Hand, daß sie schmerzte. Die Geschwister standen mit offenen Mäulern dabei. Und als der Wagen aus Sehweite gekommen war, da fiel es ihnen allen wie ein Stein vom Herzen. Es war recht gut, daß er wieder fort war. Man verstand sich nicht mehr. Und Geld hatte er auch dagelassen, so daß man sich nicht einen, sondern eine ganze Menge guter Tage machen konnte.

Auch Franz atmete auf, als er das Dorf hinter sich hatte. Lieben wollte er sie ja alle — aber aus der

Entfernung. Jetzt hatten sie völlig den Maßstab für einander verloren, wußten nichts mehr miteinander anzufangen. Aber umsonst war die Reise doch nicht gewesen, denn das, was ihm das Heimatsdorf nicht gehalten, hatte er in der Stadt gefunden. Am „runden Tisch" neben dem Herrn Kommerzienrat zu sitzen, von den Honoratioren als ganz ebenbürtig behandelt zu werden, das hätte er sich in seinen kühnsten Träumen, damals als er noch „Pikkolo" war, nie einfallen lassen. Und jetzt war es Wahrheit geworden, eine Wahrheit, die ihn schwindelnd, trunken machte. Mit seinen hellen scharfen Augen sah er, daß er der Mann der Gegenwart, ja der Mann der Zukunft war. Alle die Honoratioren um den runden Tisch, Leute, die er früher für etwas Außerordentliches, für etwas Unerreichbares gehalten hatte, sie waren gealtert in der Zeit, sie hatten etwas bekommen, was sie früher, wie ihm deuchte, nicht gehabt hatten: etwas Welkes, Absterbendes. Sie befanden sich auf abwärts führender Bahn, während er zur Höhe strebte. Ein Gefühl kam in seine Brust, so erhebend, so schwellend. Das war doch noch etwas ganz anderes wie damals, als er zum ersten Male in Frommenhausen gewesen war.

Am meisten fiel ihm Herr v. Wittich auf. Der kräftige Mann, dessen energisches Wesen ihm früher stets imponiert hatte, war sehr verändert. Er hatte nicht mehr die frische Farbe des Landwirts, in das Gesicht war etwas Weiches, Verschwommenes gekommen.

Franz erfuhr bald, wie das zusammenhing. Die Frau war gestorben. Da hatte Wittich begonnen zu trinken und zu spielen. Anfangs wohl nur, um sich zu zerstreuen, aber rasch war es zur Gewohnheit geworden. Mit seinen Finanzen ging es entschieden zurück. Was er nicht selbst besorgte, das tat der Sohn, der Offizier war.

Da stieg das Bild Luisens vor ihm auf, das liebe, rosige Gesicht, die blonden Haare, die schelmischen Augen. Ganz warm wurde ihm ums Herz. Er sah sie wieder am Bahnhof stehen und mit dem Tuche winken. Seitdem war sie ihm aus dem Sinn gekommen. Manchmal freilich, traumhaft, war die Gestalt des Kindes vor ihm aufgestiegen, aber welche Fäden konnten von ihm, dem Kellnerburschen, zu der Tochter des adeligen Gutsbesitzers führen?

Jedenfalls mußte er sie einmal sehen, und da er für den Nachmittag nichts anderes vorhatte, so schlenderte er hinaus nach dem Gute. Herr v. Wittich war so liebenswürdig zu ihm gewesen am Abend vorher, er durfte ihm schon einen Besuch machen.

Noch nie hatte er einen so schönen Spaziergang gemacht, noch nie einen so angenehmen Tag verlebt. Herr v. Wittich war die Freundlichkeit selbst; wenn ein Graf gekommen wäre, um ihn zu besuchen, er hätte nicht besser aufgenommen werden können. Sie saßen in der angenehmen weichen Junisonne auf der Veranda, nach dem Garten zu, und die Strahlen spielten in dem goldenen Inhalt der Gläser. Herr v. Wittich führte nur gute Marken im Keller, und ab und zu kam Luise, blieb auch wohl einige Minuten mit am Tische sitzen, um sich von Herrn Fuhrmann, der so weit in der Welt herumgekommen war, etwas erzählen zu lassen. Ach, wenn man doch auch so reisen, so die Welt sehen könnte!

Er sah ihr mit einem glänzenden Blick in die Augen. „Das liegt nur an Ihnen, gnädiges Fräulein!“ meinte er bedeutungsvoll.

Sie errötete. „An mir?“ sagte sie verlegen. „Ach nein, dazu haben wir kein Geld!“

Herrn v. Wittich war diese Bemerkung nicht angenehm gewesen. „Auf das Geld käme es schließlich

nicht an," meinte er, „aber bei uns hier ist es doch so schön, weshalb sollen wir in der Welt herumreisen? In den teuren und unbequemen Hotels herumliegen — da danke ich."

„Nun, Sie sollten sich die modernen Hotels doch mal ansehen!" meinte Franz. Dabei sah er immer wieder auf Luise, die ihm in großer Befangenheit gegenüber saß. Er wußte ganz genau, daß Herr v. Wittich nur flunkerte; es kam gewiß auf das Geld an, sehr sogar. Am Vormittage hatte ihm Frau Gradl davon erzählt. Für Wein und Spiel, da schaffte er noch immer Geld, aber für die arme Luise war nie etwas da. Sie war nun neunzehn Jahre, ging doch auch gern zu einem Balle oder Konzert, aber um jedes neue Kleid, dessen sie dafür bedurfte, hatte ein richtiger Kampf geführt werden müssen. Fünfzig Mark verspielen oder vertrinken — das war eine Bagatelle für Herrn v. Wittich; ein Kleid aber für fünfzig Mark — das war eine bodenlose Verschwendung. Nun hatten sich Vater und Tochter so geeinigt, daß er ihr den Ertrag eines Feldes für ihre Kleider zugewiesen hatte. Darauf zog sie nun Radieschen, vom Frühjahr bis in den späten Herbst hinein. Frau Gradl nahm sie ihr stets ab, denn sie hatte Verwendung dafür an der Table d'hote und für den kalten Aufschnitt. Aber wie viele Radieschen mußte das arme Mädchen bauen, bis sie nur ein einigermaßen anständiges Kleid kaufen konnte!

An die Radieschen dachte Franz jetzt, als sein Auge auf ihr ruhte. Wie froh sie sein mußte, aus solch einer Lage herauszukommen! Wenn man so mit jedem Pfennig rechnen muß, wie bedrückend ist das! Bei ihm war es auch einst so gewesen, aber er war es damals nicht anders gewöhnt, während sie sich doch sehr unglücklich dabei fühlen mußte.

Gegen Abend rüstete er sich zum Rückweg, ganz verliebt, Feuer und Flamme für Luise. So hübsch, so nett, so bescheiden, und dabei so wirtschaftlich — für ihn geradezu das Ideal der Frau, die er brauchte. Hinauf in das Hotel in den Vorbergen des Himalaya, nach Dardschiling — freilich, da lachte er nun darüber. Es war wirklich nicht nötig, so weit fortzugehen. Herr v. Wittich hatte recht, es war auch schön in der Heimat. Und wenn man aus diesem weitläufigen Gutsgebäude, welches zum größten Teile leer stand, ein Kurhotel machte — ganz ungerechnet all die Unmengen Menschen, die die Stadt an schönen Sonntagen und selbst während der Woche heraussandte — so mußte das auch hier in kurzer Zeit ein Vermögen einbringen.

Wie er so nach der Stadt zurückschritt, machte er Pläne über Pläne. Draußen in der Ferne war es schön, aber schöner doch in der Heimat. Und glücklicher war man dabei, unbedingt! Da draußen blieb das Herz doch stets leer und unbefriedigt.

Franz Fuhrmann hatte in den nächsten Tagen abreisen wollen, aber er blieb. Er wäre doch vorläufig nur zwecklos in der Welt herumgebummelt, und hier hatte er jetzt einen Zweck, ein Ziel.

An einem der nächsten Abende schon erhielt er von Herrn v. Wittich eine Einladung zu einem Gartenfest. Der Gutsbesitzer beglich durch dieses Sommerfest seine gesellschaftlichen Pflichten. Im Winter konnte er nicht einladen, denn die obere Etage des großen Hauses, die stets leer stand, war nur schwer zu heizen, es blieb stets ungemütlich. Solch ein Gartenfest im Sommer war auch billiger, die Geladenen kamen am Nachmittag und gingen meist schon frühzeitig wieder fort.

Franz putzte sich ganz besonders dazu heraus. Den elegantesten Sommeranzug, die feinste Krawatte legte

er an, so recht nachlässig elegant; er wußte, was sich schickte.

Luise hatte er in den letzten Tagen wiederholt in der Stadt getroffen, wenn sie die Besorgungen für das Fest machte. Im Hotel, wo die Wittichsche Kalesche stets untergebracht wurde, sprach er mit ihr, er begleitete sie sogar einmal zum Einkaufen und gab ihr gute Ratschläge. Wie sie ihm erzählte, kam auch ihr Bruder aus seiner Garnison herüber und wollte auch noch einige Kameraden mitbringen. Da würde tüchtig getanzt werden, und die jungen Mädchen aus der Stadt, die kamen da natürlich alle. Luise sagte das etwas verlegen, denn sie war ganz in Angst, wie sie mit dem Gelde, welches ihr der Vater dafür gegeben hatte, auskommen sollte.

Als sie das letzte Mal kam, ließ er eine Kiste auf die Kalesche aufladen. Luise fragte verwundert, was es denn sei. „Ach," sagte er leichthin, „es kommen doch auch Kinder, und da hab' ich Geschenke für ein Kegelspiel gekauft. Da können sich viele die Zeit dabei vertreiben, und Ihnen ist's vielleicht auch eine Freude. Ich selbst aber wußte nicht, wie ich anders Ihnen für die liebenswürdige Aufnahme danken sollte, die Sie und Ihr Herr Vater mir haben angedeihen lassen."

Sie nahm es wirklich gut auf, obgleich sie ihm Vorwürfe machte, daß er sich in so unnötige Ausgaben stürze. Und dabei blickten sie sich ganz glücklich an. Sie fand, daß er ein sehr hübscher Mensch sei. Das freundliche Gesicht, der spitze blonde Vollbart, und — obgleich er sich nicht auffällig trug — das gewisse exotische Etwas, welches auf ihm lag: entschieden ein hübscher Mensch war er, wenn er auch nicht groß war, gerade noch ausreichend, um nicht auffällig kleiner zu sein als sie selbst.

Am Sonntag morgen kam er selbst hinaus, wieder mit mehreren Kisten und einem Zimmermann, der das Gerüst aufrichtete, an dem die Kugel hing, mit welcher man die Kegel umschleudern sollte. Er richtete alles schön her; die Bude mit den Gewinnen, das Kegelspiel, für alles war gesorgt. Herr v. Wittich sah ihm wohlgefällig zu.

Während des Vormittags kamen auch der Sohn und dessen Kameraden an, und am Mittag speiste man auf der Terrasse. Franz war glücklich. Bisher, im rastlosen Arbeiten, war er doch nur stets ein Diener gewesen, wenngleich er in eleganter Kleidung im Vestibül eines Welthotels stand und nachlässig und leicht seine Befehle gab. Für die Reisenden, die große Welt, war er doch nichts als der oberste Kellner. Unterwegs war er ein Fremder unter Fremden, und wieviel zweifelhafte Existenzen darunter waren, das wußte er am besten. Der einzige Prüfstein, ob man etwas geworden, ist die Heimat. Und nun saß er da, daheim und in der besten Gesellschaft. Die Herren waren sehr liebenswürdig, ganz kameradschaftlich mit ihm.

Darüber war der Nachmittag gekommen. Franz hatte noch einen letzten Blick über seine Veranstaltung geworfen: alles fertig zum Beginnen. Da suchte er Luise auf, um auch ihr es zu zeigen, denn sie war bisher zu beschäftigt gewesen, um sich danach umsehen zu können.

Sie war ganz entzückt davon. „Wie schön!“ rief sie erregt, „wie gut von Ihnen! Wie soll ich Ihnen dafür danken?“

Er setzte die Kegel auf und sagte heiter: „Dadurch, daß Sie das Spiel jetzt eröffnen.“ Er reichte ihr die Kugel herüber. „Nun, sehen Sie doch, ob Sie Glück haben!“

Sie hielt die Kugel in der Hand, erst etwas zögernd. Aber dann warf sie sie resolut hinüber, in die Kegel hinein. Fünf wurden umgerissen, der sechste wackelte erst eine Weile, fiel aber dann auch noch.

„Bravo!“ sagte er. „Sehr gut! Nun müssen wir



doch sehen, was Sie darauf gewinnen!“ Er hatte ein kleines Etui aus der Tasche gezogen, doch so, daß sie es nicht bemerken konnte. Dann suchte er drüben unter den Gewinnen — billigen Sachen für Kinder und junge Leute — herum, und ließ es in ein leeres Pappschächtelchen gleiten. Dieses reichte er ihr.

Sie sah das Etui an, öffnete es zögernd und schrak

zurück. „Nein, nein, das kann ich nicht nehmen, das darf ich nicht nehmen!“ Mit großen Augen sah sie herab auf die Brosche, deren Steine ihr von dem weißen Samtpolster entgegen leuchteten. „Papa würde böse werden!“

„Und Sie?“ Er sah ihr dabei in die Augen.

So standen sie einen Augenblick, in süßem Vergessen, da fanden sich ihre Hände. Und sie wußten nun, daß sie zu einander gehörten.

Luise schloß das Etui. „Ich will es aufheben, bis ich es tragen darf!“ sagte sie leise, innig. Dann gingen sie auseinander, schweigend, glückselig, mit dem holden Geheimnis im Herzen.

War das ein Fest! Franz Fuhrmann ging umher strahlend und heiter, und Luise hatte ein Lächeln im Gesicht, ein Glänzen in den Augen, daß es jedermann an diesem Tage auffiel, wie schön sie war. Von den jungen Herren dachte mancher mit Bedauern, wie schade es doch sei, daß es mit dem Alten so bergab ging.

Luise hatte als Wirtin an diesem Tage viele Pflichten, sie konnte sich einem einzelnen nicht widmen, und selbst wenn sie es gekonnt hätte, würde sie doch niemand gezeigt haben, wie es mit Franz Fuhrmann und ihr stand. Aber wenn sie an ihm vorüberging, in dem schlichten weißen Kleide, mit lieblich errötendem Gesicht, da fühlte er sich in einem Himmel schweben, der noch reiner und goldener war als der schöne wolkenlose Junihimmel dieses Tages.

Gegen Abend verabschiedeten sich die Gäste nach und nach. Nur eine kleine Anzahl Herren blieb noch da, auch Hans, der Sohn, mit seinen Kameraden, die erst mit dem Eilzug kurz vor Mitternacht abfahren wollten. Natürlich auch Franz Fuhrmann, dem man

für seine Aufmerksamkeiten von diesem Tage besonders dankbar sein mußte.

Beim Abendessen, als der Leutnant zufällig aufsah und zu seiner Schwester hinüber blickte, fiel ihm ihr glückliches Lächeln auf; auch bemerkte er, wie sie mit Franz Fuhrmann einen Blick austauschte, der ihn nachdenklich machte. Er hatte sich im Laufe des Nachmittags mit den Kameraden, die wissen wollten, wer der elegante Herr sei, über ihn ausgesprochen. Der Sohn von gemeinen Taglöhnersleuten, früher Pikkolo im Hotel Gradl, im Grunde ein ganz ungebildeter Mensch, besserer Kellner, den man aus purer Gutmütigkeit in die Gesellschaft gezogen habe, da er jetzt hier auf Urlaub sei. Nun, er trug anständige Kleider und beißen tat er ja nicht — weshalb also nicht! Und die Kameraden hatten über ihn gewitzelt, einer sogar halblaut, als Franz in ihrer Nähe vorüberkam, gerufen: „Sie, Pikkolo, 'nen Aufschnitt!“

Und nun schien sich da zwischen der Schwester und dem jungen Manne etwas angebändelt zu haben! Wenn Hans wieder zurück war in die Garnison, würde der alte Herr womöglich die Sache begünstigen, wenn der exotische Kellner mit einer Ausstattung zufrieden war und kein Geld verlangte. Denn dem Vater lag schließlich daran, die Luise unterzubringen. Sie war ihm lästig, genierte ihn mit ihren traurigen, mahnenden Blicken in seinem jetzigen ungebundenen Leben. Dann bekam man also den „ganz unmöglichen“ Menschen zum Schwager. Vor allen Kameraden, vor der ganzen Garnison hätte er sich schämen müssen, jetzt, da er nun einmal über ihn gesprochen hatte.

Nach dem Abendessen saßen die Herren beim Spiel, nur Hans tat nicht mit. Er ließ seine Augen suchen, wo er nur seiner Schwester ansichtig werden konnte.

Einmal saß sie mit Franz zusammen, aber nicht lange, und hier, auf der Terrasse und in Gegenwart der Herren ließen sie sich auch keinerlei Vertraulichkeit merken. Aber später ging sie die Freitreppe hinab in den Garten und verschwand in einem der Wege. Und nach einiger Zeit stieg auch Franz Fuhrmann hinab. Als ihn das Dunkel aufgenommen, erhob sich Hans und ging ihm leise nach. Erst sah er gar nichts, aber endlich fand er die beiden. Sie standen drüben bei dem Kegelspiel, Hand in Hand.

Sie konnten nicht viel sprechen, das Herz war ihnen so voll von Liebe und Glück. Neben ihnen stand das Gerüst, an dem die herabhängende Kugel schwankte, und die Bude, die all ihrer Herrlichkeiten beraubt war.

Dieses Kegelspiel! Welche Freuden hatte es heute bereitet, wie hatten die Kinder ihre Geschenke mit Jauchzen entgegengenommen — und auf welch holdes Glück konnte es noch jetzt am Abend herabschauen!

Und dann sprach Franz einfache herzliche Worte zu dem jungen Mädchen, wie das schon immer in ihm gelegen habe, ohne daß er es eigentlich gewußt. Die kleine Luise war für ihn die Heimat gewesen, er hatte sich die eine nicht ohne die andere denken können. In all dem Wohlleben draußen in der Ferne war ihm ihr Bild nie verloren gegangen, wenn auch die Zeit es etwas verblaßt hatte. Aber eine andere, die es ihm hätte vergessen machen, war nie gekommen, wie schön und stolz sie auch waren.

Da neigte sich ihm Luise heiß errötend zu, und er umfing sie. Aber da trat auch schon Hans v. Wittich, den die beiden in ihrer Versunkenheit nicht bemerkt hatten, zwischen sie.

„Schwärmen können Sie, so viel Sie wollen, Herr

Fuhrmann — aber weiter geht die Geschichte nicht, das bitt' ich mir aus!" sagte er scharf.

Die beiden waren wohl durch sein Dazwischentreten erschrocken, aber daß er ihrer Neigung eine ernstliche Gefahr bedeute, darüber wurden sie sich nicht sofort klar.

Über Franz Fuhrmanns Gesicht ging ein verlegenes Lächeln. „Es ist ernsthaft gemeint, Herr Leutnant!" erwiderte er.



Hans lachte auf. „Das glaub' ich wohl! Nur hätten Sie sich vorher darüber klar werden sollen, ob uns Ihr Ernst auch genehm ist. Sie scheinen sich da in einer großen Täuschung zu befinden!"

„Was könnten Sie wohl gegen mich haben!" sagte Franz. „Ich habe ein gutes Einkommen und ein selbst-

verdientes Kapital auf der Bank. Ihrem Fräulein Schwester ist, nach menschlicher Voraussicht, eine sorgenlose Zukunft sicher!"

Der Leutnant schwieg einen Augenblick, dann sagte er scharf: „Von Ihren Trinkgeldern! Das ist nicht jedermanns Geschmack. Und selbst, wenn sich meine Schwester soweit vergessen könnte — wir, mein Vater und ich, tun es nie, und ich meine, mein Vater hat da auch ein Wort mitzusprechen!"

„Er war stets so freundlich zu mir!" sagte Franz. „Trinkgelder! Das ist freilich ein Wort, welches keinen guten Klang hat. Der arme Kellner erwartet sie, freut sich ihrer; wenn er in meine Lage kommt, schmerzt es ihn, daß je solch ein Geldstück seine Hand berührt hat. Aber rückgängig ist es nicht zu machen, und eine Schande wird es auch nicht sein!"

„In Ihren Augen. Aber in den meinen ist es eine, in denen meines Vaters muß es eine sein. Übrigens — wir würden darüber nie zusammenkommen, nie zusammenkommen dürfen. Ein Offizier hat eben andere Ansichten als ein ehemaliger Pikkolo aus Frommenhausen!" Er lachte verächtlich auf. „Falls Sie vielleicht gehen wollen — durch jene Tür kommen Sie zu Hut und Stock. Offizieller Abschied ist nicht nötig."

Franz Fuhrmann sagte nichts mehr. Ihm war, als ob ihm das Herz stillstehen müsse. Luise hatte mit einem schmerzlichen Aufschluchzen seine Hand ergriffen, aber Hans zog sie mit sich fort.

So gingen sie ohne Abschied auseinander.

Franz Fuhrmann stand eine ganze Zeit wie vor den Kopf geschlagen. Es fuhr ihm durch das Hirn, was er dem anderen alles hätte sagen können, aber genützt hätte das auch nichts.

Er seufzte tief auf und ging dann hinüber nach der

Tür, die direkt in das Haus führte, nicht über die Terrasse. Ohne Abschied wollte er gehen, zu danken brauchte er wirklich nicht. Wie ein fremder Stern war er aufgetaucht in dieser Gesellschaft, wie eine Sternschnuppe wollte er verschwinden, daß niemand mehr etwas von ihm hören sollte. Auch Luise nicht. Wenn es doch einmal nicht sein konnte!

Die ganze Nacht war er wach. Immer wieder trat er an das Fenster und schaute hinaus in die helle Juninacht. Im Garten hinter dem Hotel blühte es an Baum und Strauch. Die Luft war voll Duft und voll heller Mondesdämmerung. „O Heimat — wie schön, wie süß — wie klein! Leb wohl, Heimat, leb wohl, Luise!“

— — — — — — — — — — — —

Sie mochte wohl in gleicher Weise am Fenster gestanden haben. Am anderen Morgen kam ein Brief von ihr. Es stand nichts darin als: „Leb wohl!“

Am Nachmittag reiste Franz Fuhrmann ab nach Kissingen, um dort den Herrn aus Kalkutta zu erwarten. Und einige Wochen später trug ihn ein Dampfer den fernen indischen Küsten zu.

* *
*

Der Gutsbesitzer v. Wittich wurde von Woche zu Woche röter im Gesicht, seine Tochter Luise blasser und blasser. Zwei Jahre lang baute sie noch Radieschen auf ihrem Beet, dann kamen die schrecklichen Tage, da alles zusammenfiel.

Als Wittich sich dem völligen Nichts gegenübersah, einer Zukunft, die er als Bettler hätte hinbringen müssen, schoß er sich eine Kugel vor den Kopf. Hans v. Wittich, über den nun auch die Gläubiger herfielen, wurde wegen Schulden mit schlichtem Abschied entlassen.

Einige Kameraden und Freunde der Familie brachten soviel zusammen, daß er nach Amerika gehen konnte.

Luise aber fand im Hotel Gradl ein vorläufiges Unterkommen. Sie war so fleißig, so still, so geschickt, daß sie für die vielbeschäftigte Frau Gradl eine wirkliche Stütze wurde, die sie nicht mehr entbehren mochte.

Dennoch mußte sie sich eines Tages darein fügen. Herr Gradl hatte an den jungen Hotelbesitzer Franz Fuhrmann in Dardschiling geschrieben und ihm das traurige Ende der Familie v. Wittich mitgeteilt. Darauf erhielt Luise eines Tages einen Brief aus Indien, in dem sie gefragt wurde, ob sie den ehemaligen Pikkolo auch jetzt noch wolle.

Beinahe hätte sie „nein“ gesagt. Man hatte ihn so gekränkt, so verletzt, daß er doch kaum verzeihen konnte. Aber ihre Zuneigung siegte. Was verträgt doch die Liebe alles von der Welt, wenn nur eines dem anderen gut ist!

So ging ihr Brief ab, der zwei Menschen glücklich machte, so fuhr sie selbst vier Monate später hinaus in die Welt, durch weite Meere, ihrer neuen Heimat entgegen, der Heimat in der Ferne, der Heimat in der Liebe!





Ins Reich der Träume.

Eine hygienische Plauderei. Von H. Wolffram.



Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Daß wir durch die ermüdende Anstrengung einzelner Nervengruppen eine einschläfernde Wirkung erzielen können, die sich zuweilen sogar mit überraschender Schnelligkeit einstellt, hat sicherlich nicht nur jeder unserer Leser bereits an sich selbst erfahren, sondern es ist sogar den auf niedriger Entwicklungsstufe stehenden Naturvölkern von alters her bekannt gewesen. Der Gebrauch der Kinderwiege, den wir bis in das graue Altertum verfolgen können und dem wir in der einen oder der anderen Form fast unter allen Himmelsstrichen begegnen, ist ein ebenso überzeugender Beweis dafür, wie etwa das Verfahren der Lappen, ihren an Schlaflosigkeit leidenden Kranken durch den eintönig dumpfen Klang einer in gleichmäßigen Intervallen geschlagenen Trommel zu wohltätigen Schlummer zu verhelfen, oder die ganz ähnliche Methode der amerikanischen Indianer, die eine gleiche Wirkung durch monotonen Gesang zu erzielen wußten. Wenn koreanische Mütter ihre kleinen Lieblinge dadurch einschläfern, daß sie sie einige Zeit hindurch mit gleichmäßigen sanften Strichen in der Magengegend streicheln, und wenn

die spanischen Bäuerinnen denselben Erfolg durch fortgesetztes Streichen in der Richtung der Wirbelsäule herbeiführen, so machen sie sich bewußt oder unbewußt jene eingangs erwähnte Erfahrung zu nutze, und auf nichts anderes als auf die bis zur Lähmung gesteigerte Ermüdung einzelner Nervengruppen läuft es hinaus, wenn indische Fakire sich dadurch in hypnotischen Schlaf zu versetzen vermögen, daß sie das heilige Wort „Om"

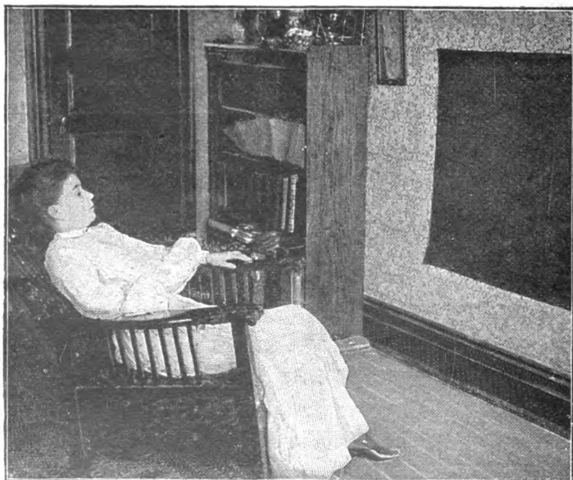


Das eigene Spiegelbild als Schlafmittel.

zwölftausendmal wiederholen, oder daß sie unverwandt auf ihre zur Höhe der Nase erhobenen Fingerspitzen starren.

Namentlich das letztere Verfahren dürfte von ziemlich sicherer Wirkung sein, da eine Ermüdung der Augennerven erfahrungsgemäß am schnellsten den Schlaf herbeiführt. Beinahe alle Versuche, die man neuerdings angestellt hat, um das Heer der mit mehr oder weniger bedenklichen Nebenwirkungen behafteten arzneilichen Schlafmittel durch eine mechanische, unschädliche Ein-

schläferungsmethode zu ersetzen, sind denn auch von dieser Erkenntnis ausgegangen. In den großen Hauptstädten der Alten wie der Neuen Welt, wo die „Hypnologie“ bereits zu einer richtigen Wissenschaft geworden ist, hat man die verschiedenartigsten Mittel und Wege ausfindig gemacht, um den oft so heiß ersehnten Trost-



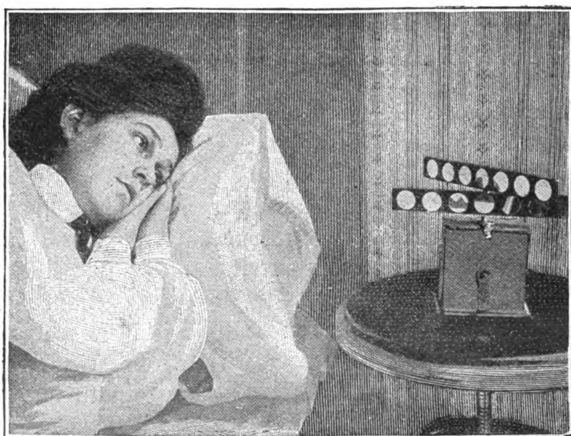
Einschläferung durch Anstarren eines schwarzen Tuches.

und Friedensbringer Schlaf ohne Inanspruchnahme des Apothekers herbeizurufen.

In allen Fällen sind es dabei die Augennerven, die man durch eine gleichmäßige Anstrengung zu ermüden sucht, indem man zugleich bemüht ist, jede ablenkende Gehirntätigkeit so vollständig als möglich auszuschalten.

Wohl das einfachste zu diesem Zweck vorgeschlagene Mittel ist das fortgesetzte Anstarren des eigenen Spiegelbildes, oder eines vor einem hellen Hintergrunde auf-

gehängten schwarzen Tuches. Einen Erfolg dürften sich davon indessen nur solche Personen versprechen, die Energie genug besitzen, gleichzeitig alle ihre Gedanken auf das Bild oder das Tuch zu konzentrieren. Die Gefahr einer Ablenkung ist sehr groß, und jedermann weiß aus eigener Erfahrung, daß schweifende Gedanken die schlimmsten Feinde des Schlummers sind.



Die Alouette.

Ungleich wirksamer erweisen sich die Einschläferungsmethoden, die das elektrische oder das Magnesiumlicht, welchem letzteren eine ganz besondere schlafmachende Kraft zugeschrieben wird, zu Hilfe nehmen. Die Ermüdung der Augen und des Gehirns erfolgt hier viel schneller, und die Gefahr der Gedankenablenkung ist eine viel geringere.

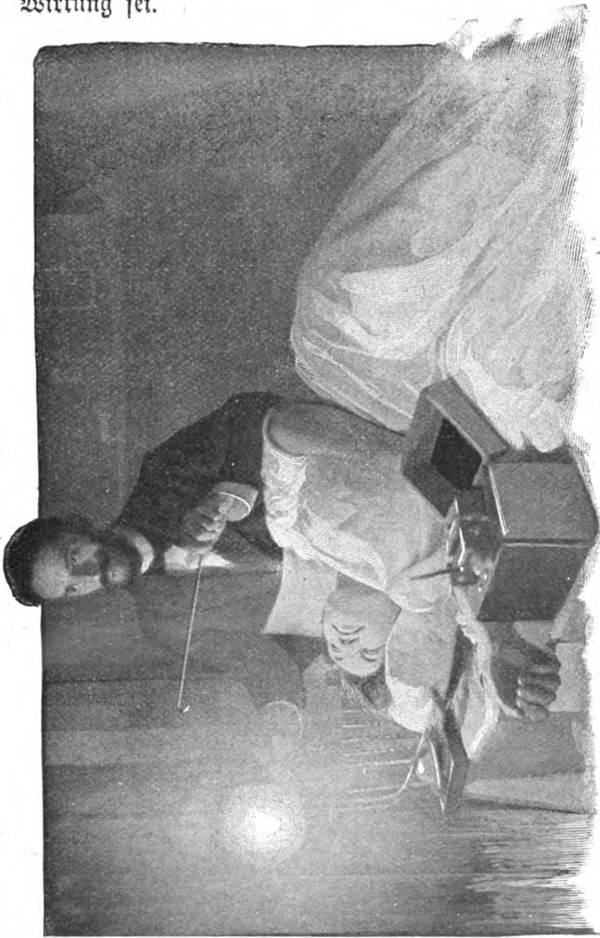
Ein auf diesem Prinzip beruhender, sinnreicher kleiner Apparat ist die „Alouette,“ die man in den verschiedensten Formen konstruiert hat. Die gebräuchlichste ist

die von uns im Bilde vorgeführte — ein mit einem Uhrwerk versehenes Kästchen, auf welchem sich zwei, horizontal rechtwinklig zueinander gestellte und mit je sieben kreisrunden Spiegelplättchen besetzte Ebenholzstäbe drehen. Der Apparat wird im verdunkelten Zimmer derart aufgestellt, daß ein schmaler Lichtstreif natürlichen oder künstlichen Ursprungs auf die sich drehenden Ebenholzplättchen fällt. Eben dorthin hat der Einzuschläfernde seinen Blick zu richten. Das je nach der Schnelligkeit der Umdrehungen in kürzeren oder längeren Zwischenräumen erfolgende blitzartige Aufleuchten der Spiegel hat etwas zugleich Faszinierendes und in seiner Monotonie rasch Ermüdendes, so daß sich bei dem Beobachter sehr bald jener Druck in den Augen und jene Schwere der Lider einzustellen pflegen, die sichere Vorboten des nahenden Schlummers sind.

Eine andere „Alouette" trägt statt der spiegelbesetzten Stäbe zwei nach dem Vorbild der Vogelschwingen gestaltete und gleich diesen bewegte Flügel, während ein dritter Erfinder es vorgezogen hat, eine kleine elektrische Lampe mit dem Uhrwerk zu verbinden und sie so zu umhüllen, daß bei der Drehung ihr Licht gleich dem Blinkfeuer mancher Leuchttürme in gleichmäßigen Intervallen aufblitzt und wieder erlischt.

Weniger kompliziert, weil sie eines Uhrwerks nicht bedarf, ist die sogenannte hypnotische Lampe, die hinter dem Kopfe des Einzuschläfernden aufgestellt wird und ihren durch besondere Vorkehrungen zu einem bleistiftdünnen Strahlenbündel eingeengten Lichtschein auf einen winzigen gewölbten Reflektor wirft, der sich in einiger Entfernung vor den Augen des Schlafsuchenden inmitten einer schwarzen kreisrunden Platte von ungefähr achtzehn Zoll Durchmesser befindet. Man behauptet, daß das Anstarren dieser von einem tiefdunklen Schatten

umgebenen leuchtenden Miniatursonne von unfehlbarer Wirkung sei.



Der hypnotische Kunststab.

Der hypnotische Kunststab mit der leuchtenden Kugel, dessen sich die Dame auf unserem vierten Bilde be=

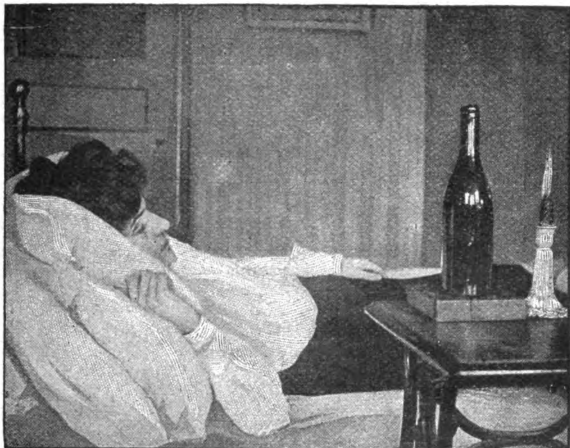


Die einschläfernde Kerzenflamme.

dient, bedeutet im Grunde nur eine geringfügige Abänderung des Prinzips der hypnotischen Lampe. Statt auf einen feststehenden Reflektor fällt der Lichtschein hier auf ein an dem Stabende befestigtes poliertes Metallkügelchen, das der Experimentierende hin und her bewegt.

Wer ähnliche Wirkungen erzielen will, ohne sich umständlicher und kostspieliger Apparate zu bedienen, der möge es mit dem Anstarren einer durch einen tütenartig gedrehten Papierkegel betrachteten Kerzenflamme versuchen, obwohl gerade dies Experiment für schwache Augen nicht gar zu rätlich sein dürfte. Oder er möge seine Zuflucht zu

dem von vielen besonders nachdrücklich empfohlenen Versuch mit der Flasche und der Kerze nehmen, das heißt er



Kerze und Flasche.

möge ein brennendes Licht derart seitlich einer gewöhnlichen grünen Glasflasche aufstellen, daß ein leuchtender Fleck auf der gewölbten Oberfläche entsteht, und er möge seinen Blick unverwandt so lange auf diesen Fleck richten, bis ihm die Augen zufallen.



Der hypnotische Ball.

Bei dem Vorhandensein der nötigen Geduld und Konzentrationsfähigkeit tut es zuweilen sogar schon die hartnäckige Betrachtung eines langen, blank polierten Bleistiftes, dessen Ende man zwischen die Zähne genommen hat. Die Ermüdung der Augenmuskeln, die zu einer besonderen Anstrengung genötigt werden, trägt in diesem Fall wesentlich zur Beschleunigung des Erfolges bei. Ein Instrument, dessen sich Ärzte und

berufsmäßige Hypnotiseure zur Einschläferung ihrer Patienten und Versuchsobjekte mit zumeist sehr prompter Wirkung zu bedienen pflegen, ist die umstehend abgebildete, mit einem Handgriff versehene Glaskugel, in deren Mittelpunkt sich ein kleiner blanker Metallknopf befindet und die zu etwa einem Drittel mit feinem türkisblau gefärbten Sande gefüllt ist.



Die Anwendung des hypnotischen Balles.

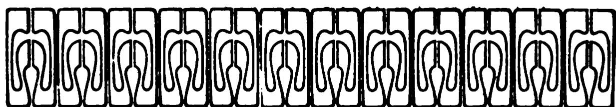
Der Experimentator bringt seine Hand mit diesem hypnotischen Ball vor das Gesicht des Einzuschläfernden, und zwar so, daß sich die Glaskugel etwas oberhalb der Augenbrauen desselben befindet. Dann versetzt er das Instrument in bald schnelle, bald langsamere Drehung, so daß die feinen blauen Sandkörnchen um den blitzenden Metallknopf inmitten der Kugel wirbeln. Die Aufmerksamkeit des Beobachtenden wird durch dies Spiel unwiderstehlich gefesselt, während die auf anstrengende Weise nach oben gerichteten Augen sehr bald ermüden und durch die Telegraphie der zum Gehirn führenden Nervenstränge den Schlaf auslösen.

Der sogenannte „Faszinator" unterscheidet sich von dem hypnotischen Ball dadurch, daß die Kugel — hier zumeist nur aus blankem Metall bestehend — nicht von der Hand eines Experimentierenden bewegt wird. Sie ist vielmehr mittels gebogenen Drahts an einem um den Kopf des Einzuschläfernden gelegten Ringe befestigt und pendelt oberhalb seiner Augenbrauen hin und her.

Noch kunstreicher konstruiert ist die „zitternde Krone", die ein Doktor Gaiffe in Paris erfunden hat. Sie besteht aus drei um den Kopf zu legenden Metallbändern und mehreren mit Drähten und Federn an ihnen befestigten Kügelchen, die sich in beständiger zitternder Bewegung befinden und durch eine fortgesetzte sanfte Erschütterung des Kopfes des Schlafsuchenden den ersehnten Zustand herbeiführen sollen.

Die neue „Wissenschaft", in welche wir unseren Lesern mit vorstehender Schilderung einen Einblick gewährt haben, ist noch sehr jung. Ihre von den Erfindern als unfehlbar gepriesenen Methoden und Apparate werden wohl in manchem Falle, zumal wenn die Schlaflosigkeit auf tiefgreifenden krankhaften Störungen des Organismus beruht, ihren Dienst versagen, und die schlafbringenden Mittel des Arzneischatzes werden durch sie daher kaum jemals verdrängt werden. Aber man dürfte es schon als einen Gewinn betrachten, wenn der Gebrauch der letzteren mit der Zeit wenigstens auf die schwereren Fälle beschränkt werden und dem großen Heere der ohne erhebliche Gesamterkrankung an Schlaflosigkeit leidenden nervösen Leute die Wohltat des Schlummers durch ein unschädliches und arzneiloses Verfahren vermittelt werden kann.





Amor auf der Weltausstellung.

Humoreske von Emil Berdau.



Im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1901 hatten sich die Sophomores, die Abiturientinnen des Smith College, auf dem blumigen Rasen des schattigen Spielplatzes der Anstalt zu einer wichtigen Beratung versammelt.

Miß Ethel Westcott, die Erste der Klasse, eine schlanke hübsche Blondine, präsidierte mit einem goldumränderten Klemmer auf der Nase, einem Bleistift in der Rechten und einem riesigen Block Fudge*) in der Linken.

Das Thema der Unterredung war, wie sich das bei der bisherigen „streng wissenschaftlichen" Karriere der jungen Dame ganz von selbst verstand — die Ehe, und zwar debattierte man am eifrigsten über die Aussichten der eigenen ehelichen Zukunft.

Nach längerer Beratung faßte man mit Einstimmigkeit einen Beschluß, der auf Wunsch der Miß Ethel Westcott also formuliert wurde:

---

*) Eine aus Sirup, Mehl und Butter über Feuer zubereitete, sehr beliebte Näscherei amerikanischer Studentinnen.

„Wir, die heute im mathematisch-astronomisch allein richtigen Anfangsjahr des zwanzigsten Jahrhunderts allhier in ordentlicher Sitzung vollzählig versammelten Sophomores beschließen hiermit, was folgt:

Zwar halten wir mit unerschütterlicher Überzeugung an unserem Grundsatz fest, daß nur allein die Förderung der exakten Wissenschaft als solche und nie und nimmer die rein menschlichen Eigenschaften der Ehe den Zweck unseres Lebens, Strebens und Webens ausmachen, aber da wir

1. uns unserer hohen Sendung zur sittlichen Hebung und geistigen Veredlung des Männergeschlechts voll und ganz bewußt sind, und da wir es
2. für unsere heilige patriotische Pflicht halten, unsere private Überzeugung dieser unserer hohen Sendung unterzuordnen,

so sei es beschlossen, daß wir, die diesjährigen Sophomores des Smith College, uns verpflichten, bis spätestens zur St. Louiser Weltausstellung im Jahre 1904 in den Stand der Ehe zu treten, und daß wir uns alle vollzählig am 4. Juli 1904, am ewig denkwürdigen Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung, in St. Louis versammeln.

Wer alsdann noch nicht verheiratet oder zum mindesten verlobt ist, der soll sich eidlich auf sein Abgangsdiplom verpflichten, zur Strafe ein ganzes Jahr in Trauerkleidern zu gehen und sich während dieser Zeit aller und jeder gesellschaftlichen Vergnügungen zu enthalten.

Zum sichtbaren Beweise unserer Zustimmung zu obigem Klassenbeschluß unterschreiben wir uns alle eigenhändig mit unserem Vor- und Zunamen.

Smith College, im Mai 1901.

Ethel Westcott. Avery Clinton. Janet Paulding.
u. s. w. u. s. w."

Dieser Beschluß wurde als wichtiges Dokument der Präsidentin Ethel Westcott zur sicheren Verwahrung übergeben, und jede in Zukunft geschehene Verlobung, Heirat und eventuell auch Scheidung einer der Unterzeichneten sollte von der Betreffenden sofort allen übrigen Unterzeichneten schriftlich mitgeteilt werden.

Am 4. Juli 1904 sollte dann in einer von der Präsidentin zeitig angegebenen Lokalität auf dem Weltausstellungsplatze die bewußte Versammlung unter ihrem Vorsitz abgehalten werden. —

Drei Tage nach diesem Beschluß begannen die Examina, und eine Woche nach der Semesterschlußfeier nahm man kuß- und tränenreichen Abschied voneinander.

„Adieu! — Adieu! — Auf Wiedersehen zur Weltausstellung! — Möge Hymen uns gnädig sein! — Adieu!"

Und dann stob man in alle Windrichtungen auseinander.

* * *

Drei Jahre waren vergangen.

Wieder zog der wunderschöne Monat Mai ins Land.

Die große Weltausstellung von St. Louis war eröffnet und Tausende aus allen Breiten strömten herbei, um hier in den „noch nie dagewesenen Wundern" dieser „grandiosesten Ausstellung seit Erschaffung der Erde" für ihr gutes bares Geld zu schwelgen.

Die ganze Riesenstadt glich einer einzigen, gigantischen, internationalen Karawanserai; die Züge und die Hotels konnten den ungeheuren Fremdenverkehr kaum mehr bewältigen und überall, allüberall auf den Straßen, auf den Plätzen, in den Parks, auf den Rennbahnen, in den Restaurationsgärten, auf den Straßenbahnen und natürlich vor allen Dingen auf dem riesigen

Weltausstellungsplatze sah man teils neugierige, teils freudige, teils staunende Gesichter.

Nur ein einziges, und dazu noch lange nicht das häßlichste Gesicht in St. Louis war weder neugierig, noch erstaunt, noch freudig, sondern gleichgültig, resigniert und traurig.

Und dieses Gesicht gehörte der Miß Ethel Westcott, der weiland Präsidentin jener „entsetzlichen" Versammlung und Verfasserin jenes „abscheulichen" Beschlusses, und jetzigen wohlbestallten Redaktrice der Gesellschaftsabteilung einer der größten St. Louiser Zeitungen.

Was war denn aber an jener Versammlung so „entsetzlich" und an jenem Beschluß so „abscheulich"?

Dies nämlich: alle Teilnehmerinnen an jener Versammlung, alle Unterzeichnerinnen jenes Beschlusses waren längst verlobt oder verheiratet, nur noch Miß Ethel Westcott — nicht!

Soeben hatte sie die briefliche Heiratsanzeige auch der letzten Klassengenossin erhalten. Dazu noch deren Kabinettphotographie im Brautschmuck, recht strahlend und lächelnd in Liebesglück!

War das nicht entsetzlich, nicht abscheulich?

Man denke nur: Sie hatte die Versammlung damals zusammenberufen! Sie hatte den Beschluß formuliert! Sie hatte ihn im Tresor der Union Trust Co. wie ein Kleinod aufbewahrt! Sie hatte die Zusammenkunft in St. Louis aufs Tapet gebracht! Sie hatte die Strafe diktiert! Sie hatte zuerst unterschrieben! Sie! — Sie! — Sie! und immer sie!

Und — jetzt?

Jetzt saß sie noch allein von allen da, ohne Gatten, ohne Bräutigam und auch ohne irgendwie begründete Aussicht, je einen zu bekommen! — Und bis zu der

Versammlung waren's nur noch sieben Wochen! — Nur sieben Wochen!!!

Wenn nun diese abliefen, ohne daß inzwischen „das Wunderbare kam“ — dann diese schreckliche, diese tödliche Blamage: selbst die einzige Übriggebliebene zu sein, ein ganzes langes Jahr in totes Schwarz sich kleiden und beinahe in Einzelhaft zubringen zu müssen! Und — o Gott! — am Ende gar in die entsetzlichste, abscheulichste aller Lagen kommen — — seiner „hohen Sendung“ nie gerecht werden, nie seine „private Überzeugung dieser hohen Sendung unterordnen“ zu können, das heißt — alte Jungfer zu werden!

Miß Ethel Westcott befand sich also in einer ganz verzweifelten Klemme.

„Wo aber nur in aller Welt einen Bräutigam hernehmen!“ jammerte sie nach Schluß der Redaktion auf ihrem Zimmer in ihrer Pension, „wo einen Verlobten hernehmen, und nicht — stehlen!“ fügte sie mechanisch hinzu. Dann besann sie sich und seufzte so vor sich hin: „Ach! Wenn man sie nur stehlen könnte! Die Weltausstellung bietet ja die reichste Auswahl und die beste Gelegenheit!“ Dagegen aber empörte sich denn doch ihre „private Überzeugung“. „Stehlen? O shocking! Ich werde mich doch nicht jemand geradezu an den Hals werfen! Hab's nicht getan, tu's nicht, und werd's nie tun! — Nie! Nie!! Nie!!!“ wiederholte sie, grimmig entschlossen die Fäustchen ballend. — „Aber ich,“ fuhr sie nach einer Pause fast weinend fort, „ich überlebe die Blamage nicht! Wär's noch eine Heirat, die verlangt wird! Aber nein, eine einfache Verlobung tut's ja schon! — O mein Gott! Und auch diese nicht einmal berichten zu können! — Ich möchte sterben!“

Die Klemme Miß Ethel Westcotts war wirklich eine verzweifelte.

Verzweifelte Klemmen erheischen verzweifelte Mittel; und so kam auch Miß Ethel Westcott nach längerem Nachdenken auf einen ebenso verzweifelten, wie glücklichen und in seiner Art höchst originellen Gedanken.

„Ich muß Braut sein, und ich werde Braut sein!“ triumphierte sie trotzig, „und zwar — auch ohne Bräutigam!“

Und wie wollte sie das anfangen?

Sehr einfach!

Miß Ethel Westcott schloß sich in ihrem Zimmer ein, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

„Meine liebe Avery Clinton!

Gemäß unserer Abmachung teile ich dir mit, — —“

Hier hielt Miß Ethel Westcott mit Schreiben inne und begann die Spitze des Federhalters zu zerkauen, das heißt — nachzudenken.

„Mai — Juni — Juli —,“ überlegte sie, „August — September — Oktober —“

Dann nickte sie, tauchte ein und schrieb weiter: „daß ich zum 1. November spätestens heiraten werde!“

Hier hielt Miß Ethel Westcott wieder mit Schreiben inne und kaute wieder an der Spitze ihres Federhalters. Dann betrachtete sie der Reihe nach mit stillem Wohlgefallen die wohlgepflegten rosigen Nägel ihrer schmalen weißen Hand, seufzte tief und — — spie dann plötzlich heftig schaudernd aus. Sie hatte nämlich jetzt statt der Spitze des Federhalters die Feder selbst in den kleinen Mund gesteckt. — Das war ein untrügliches Symptom tiefsinnendsten Meditierens.

So schwer war Miß Ethel Westcott noch kein Leitartikel geworden wie dieser Brief!

Es handelte sich nämlich jetzt um Angabe des Namens und des Standes des „sittlich zu Hebenden und geistig

zu Veredelnden", den man zum Altar führen wollte. Alles mußte aus naheliegenden Gründen mit großer Vorsicht gewählt werden.

Zuerst galt diese Vorsicht dem Namen.

Der Name des Verlobten durfte im Adreßbuch von St. Louis nicht vorkommen oder doch nicht allein. Das Adreßbuch von St. Louis aber befand sich auf der Redaktion.

Was nun?

Die Pensionswirtin besaß ein Adreßbuch — allerdings vom vorigen Jahr. Aber das konnte immerhin aushelfen.

Miß Ethel eilte in den Salon hinunter und blätterte eine Weile in dem dickleibigen Bande. Und siehe da! der Name des zu „Veredelnden" fand sich bald!

Er hieß — hieß — hieß — — ja richtig! er hieß Delanel! Und zwar ganz speziell R. W. Delanel!

Es gab im ganzen ihrer fünfundvierzig Delanels in St. Louis, aber in einer Stadt von über dreiviertel Millionen Einwohner, und noch dazu zur Zeit der Weltausstellung, verschwinden diese fünfundvierzig Delanels wie ebensoviele Tropfen im Ozean. Und R. W. Delanel zeichnete sich kein einziger dieser fünfundvierzig Delanels.

Eine unliebsame — Verwechslung war also ausgeschlossen!

Miß Ethel Westcott schloß sich also wieder in ihr Zimmer ein und setzte ihren Brief also fort:

„Der Glückliche, den ich der sittlichen Hebung und geistigen Veredlung entgegenführen werde, hat den schönen und klangvollen Namen R. W. Delanel, und ich werde alsdann ebenso schön und klangvoll heißen: Missis R. W. Delanel!"

Gegen diese scharfsinnige Logik ließ sich natürlich nichts einwenden.

Aber schon wieder hielt Miß Ethel Westcott mit Schreiben inne und setzte ihre Meditation in der oben beschriebenen Weise fort.

Welchem Stande sollte nun der Glückliche angehören?

Einen Stand mußte er haben! Selbstverständlich! Wenn man den Stand fortließ, so hätte das doch sofort den Verdacht erweckt, als hätte R. W. Delanel am Ende überhaupt keinen Stand, oder doch einen, der das Licht der Tinte und des Hektographen zu scheuen hatte.

Außerdem hatten alle übrigen Klassengenossinnen den Stand ihrer Verlobten respektive Gatten angegeben.

Miß Ethel Westcott half sich aus der Verlegenheit und schrieb einfach so weiter:

„Mr. R. W. Delanel interessiert sich sehr für die Publizistik und ist voll schwärmerischer Bewunderung für mein „journalistisches Genie", wie er's nennt. Der allerliebste Schmeichler!"

So! — Das war zwar weder Fisch noch Fleisch, aber die Klippe einer genauen Standesangabe war glücklich umschifft.

Weiter! Jetzt kam die Personalbeschreibung.

Die mußte aus nicht allzufern liegenden Gründen mit womöglich noch feinerer Diplomatie „komponiert" werden.

Miß Ethel half sich mit folgenden Ausführungen:

„Ohne gerade ein Romeo an Schönheit zu sein, ist mein Verlobter doch auch kein Caliban an Häßlichkeit. Seine männlichen Gesichtszüge halten die Mitte zwischen Energie und Gutmütigkeit. An Gestalt ist er weder ein Däumling, noch ein Goliath. So die passende Mittelfigur, eher größer als kleiner. Gemessen habe ich ihn nicht, liebe Avery. Auch gewogen habe ich ihn

nicht. Aber — du wirst das verzeihlich finden! — geküßt habe ich ihn. Eigentlich nicht ich ihn, sondern er mich, was in meinen Augen ein großer Unterschied ist! Denn ich bin mir auch als Braut stets meiner hohen Sendung wohl bewußt.

„So wären wir denn nun vollzählig, alle acht, den Verpflichtungen unseres Klassenbeschlusses zur sittlichen Hebung und geistigen Veredelung des Männergeschlechts nachgekommen, und unsere Versammlung am 4. Juli hier dürfte kein „schwarzes Schaf" aufweisen. Besagte Zusammenkunft wird übrigens in der großen Trinkhalle des Schokoladenkiosk im großen Industriepalast der Weltausstellung stattfinden. Und zwar wünsche ich, kraft meines Amtes als Präsidentin, des besseren, ungezwungeneren Amüsements wegen, ausdrücklich, daß wir sämtlich (also ich eingeschlossen!) „ohne Anhang" erscheinen!

Auf freudiges Wiedersehen also!

Ethel Westcott."

Mit inniger Befriedigung las die Verfasserin ihren Brief noch einmal durch, kopierte ihn dann mit Hektographentinte unter Auslassung der Namen, fertigte sieben Abzüge, setzte die betreffenden Namen hinein und kuvertierte, adressierte, frankierte und expedierte die sieben Briefe am nächsten Morgen mit der Post.

Soweit war die Sache vorzüglich geglückt.

Und die Gratulationsschreiben ließen auch nicht lange auf sich warten. In wenigen Tagen liefen sie ein — alle sieben!! In allen brachte man seine Glückwünsche „herzlichst" und „innigst" und „aufrichtigst" und „kameradschaftlichst" dar. In allen aber fanden sich auch mehr oder weniger schonende Andeutungen, wie zum Beispiel: „Es war aber auch die höchste Zeit!" — „Spät gefreit, hat niemand gereut!" —

„Wer lange wählt, wählt gut!“ — „Die Ersten werden die Letzten sein!“ — u. s. w.

Jede dieser Andeutungen jagte Miß Ethel Westcott natürlich das Blut in die Wangen. Aber sie überzeugten sie doch auch davon, daß niemand ihren Trick ahnte, und daß sie mithin zur Versammlung mit der Ruhe und Fassung einer vollgültigen Braut erscheinen konnte. — — —

Und so nahte der 4. Juli!

Den ganzen Tag über glich der riesige Ausstellungsplatz einer buntkostümierten Völkerwanderung unter einem wahren Urwald von flatternden Sternenbannern. Schmetternde Fanfaren, Konzert- und Marschmusik, dazwischen Geschützdonner, Hurrageschrei, lärmende Umzüge u. s. w. deuteten selbst dem Blinden und Tauben die patriotische Bedeutung dieses Tages an.

Gegen fünf Uhr Nachmittags fand man sich an einem, von Miß Ethel Westcott zeitig belegten Tischchen in dem erwähnten Schokoladenkiosk zusammen.

Alle waren in Weiß gekleidet und mit blau-weiß-roten seidenen Kokarden und Schärpen zur Mitfeier des Tages geschmückt.

Aber eine Kommilitonin fehlte!

Es war Avery Clinton — jetzige Missis Ardith aus Chicago —, welche vor einem Jahre geheiratet hatte. Ihr besorgter Gatte hatte sie wegen heftiger Erkältung Tags vorher telegraphisch bei Miß Ethel Westcott entschuldigt.

Miß Ethel Westcott verlas die Depesche, klopfte mit dem Teelöffel an ihre Schokoladentasse und nahm das Wort: „Vielliebe Kommilitoninnen! Die heftige Erkältung der Missis Ardith im warmen Mittsommer und gerade am Vorabend unserer Versammlung erscheint mir nur als eine leere Ausflucht, um sich von

den Beschwerlichkeiten einer Reise in der heißen Jahreszeit zu drücken! Ich werde darüber abstimmen lassen, ob die Versammlung diese Entschuldigung als solche gelten lassen will oder nicht! — Wünscht noch jemand das Wort dazu?"

Ei natürlich!

Die Beratung wurde sogar eine sehr lebhafte. Die noch unverheirateten Kommilitoninnen hielten natürlich voll und ganz zur Präsidentin und plädierten für eine „exemplarische Maßregelung" der „offenbaren Drückebergerin", deren Patriotismus und Korpsgeist nicht einmal einen Schnupfen überwinden könne. Die verheirateten Kommilitoninnen dagegen nahmen alle „wie ein Mann" die Abwesende in Schutz und meinten, daß man sich als Hausfrau, die sich um ihre Wirtschaft persönlich kümmert, sehr wohl erkälten könne; und wenn diese Erkältung nur die zartfühlende Umschreibung eines freudigen Familienereignisses von seiten des taktvollen Gatten sei, so läge schon ganz und gar kein Grund vor, der Glücklichen durch ein völlig ungerechtfertigtes Mißtrauensvotum ihre Freude zu vergällen.

Diese durchaus vernünftige Ansicht der verheirateten Majorität drang denn auch siegreich durch, und Mrs. Ardith durfte nicht nur ihrer baldigen Genesung auch ohne Strafmandat entgegensehen, sondern wurde auch noch mit einer herrlichen Kondolenzdepesche vom Ausstellungsplatze aus bedacht.

Im übrigen verlief die Versammlung ohne weiteren Zwischenfall und schloß, nach eingenommenem Mahl, mit einer herrlichen Gondelfahrt auf dem künstlichen See, während deren das große patriotische Monstrefeuerwerk auf der Plaza vor dem Palast der Bundesregierung abgebrannt wurde.

— — — — — — — — — — — —

Als Miß Ethel Westcott am nächsten Morgen erwachte, kam sie sich vor, als sei ihr ein Güterzug mit erratischen Blöcken vom Herzen gefallen!

Aber — aber!

Man spielt nicht ungestraft mit dem Feuer!

Das sollte auch Miß Ethel Westcott bald erfahren!

Ihre einmal erregte Phantasie feierte von nun an wahre Orgien; und je aussichtsloser dieses phantastische Gedankenspiel war und je einseitiger es gespielt werden mußte, desto intensiver, leidenschaftlicher und quälender wurde es.

Und wie es allen einseitig Verliebten geht, so erging es auch Miß Ethel Westcott — sie magerte ab!

Alle Kosmetik, alle Diät, alle Gymnastik, alle Massage u. s. w. half nichts — Miß Ethel Westcott magerte ab. Auch alle Zerstreuungen der Weltausstellung halfen nichts. Wie weiland Doktor Faust einst Helenen in jedem Weibe, so sah jetzt Miß Ethel Westcott bald ihren Delanel in jedem jungen Manne und — magerte immer mehr ab. Jede Verlobungsanzeige, jede Hochzeit, die sie in ihrem Beruf redaktionell zu verwerten hatte, ließ sie magerer und magerer werden.

Und dazu kam noch das Schrecklichste von allem: der „eigene Hochzeitstag“ rückte näher und näher!

Zu diesem Hochzeitstag hatte sie alle Klassengenossinnen einzuladen und — und — hatte doch keinen Bräutigam für diesen Hochzeitstag! War das nicht schrecklich??

Sie begann allen Ernstes auf Ausflüchte zu sinnen, wie sie den Kopf und das immer hoffnungsloser verliebte Herz aus der selbst gelegten Schlinge ziehen könnte.

„Delanel könnte plötzlich gestorben sein,“ so überlegte sie, „hm — dann müßte ich aber um seinetwillen

Trauerkleider anlegen und mich für die Wintersaison mit ihren „hoffnungsreichen" Vergnügungen von allem gesellschaftlichen Verkehr fernhalten. Eines imaginären Toten wegen! — Das geht nicht! — Oder Delanel könnte mir untreu geworden sein und mittlerweile eine andere geheiratet haben. — Hm; geht auch nicht an! Als schmählich Betrogene müßte ich dann doch eine Klage wegen Bruch des Eheversprechens anstrengen! Gegen einen imaginären Don Juan! — Aber Delanel könnte ja schon verheiratet gewesen sein und ich hätte dies entdeckt und die Verlobung meinerseits mit Entrüstung aufgehoben. — Das wäre ein schönes Gaudium für meine Klassengenossinnen! Auslachen würden sie mich! — Hm, hm. — Das beste wäre, ich sagte einfach die Wahrheit und gestände ein, daß ich mir mit der ganzen Verlobungs- und Heiratsgeschichte nur einen Ulk hätte machen wollen. — Aber würde man mir das glauben? Dazu wäre doch die Erfindung viel zu wahrscheinlich und gar als bloßer Scherz viel zu bedenklich? Würde ich nicht am Ende gerade dadurch mein wahres Motiv ahnen lassen und mich so selbst zum Gespötte machen?"

So fanden sich wohl noch ein Dutzend und mehr Ausflüchte. Aber alle erwiesen sich bei einigermaßen eingehender, kritischer Beleuchtung als unmöglich.

„Ich sitze in der eigenen Schlinge fest! Und wie ich mich auch drehen und wenden mag, ich kann nicht hinaus! Ich kann nicht hinaus!" jammerte Miß Ethel Westcott in wachsender Verzweiflung. „Mein Gott, gibt's denn kein Mittel, diesen unausstehlichen Alp Delanel loszuwerden? Bin ich ihm denn wirklich rettungslos verschrieben? Soll ich zuguterletzt wirklich nach Afrika oder Australien fliehen müssen? — Bei Gott, ja! Ich werde fliehen, oder ich — ich — — — nehme Morphium!"

Mit diesem schauerlichen Gedanken sank Miß Ethel Westcott in die Kissen und entschlummerte sehr spät und — — und — — träumte, wie sie ihrem „Verlobten“ in heller Wut den ganzen Schnurrbart in einzelnen Härchen ausriß, ohne daß der „unerschütterliche Schwerenöter“ auch nur eine Miene verzog — und träumte, wie sie ihm mit ihren Pantoffelabsätzen unbarmherzig den Kopf „wusch“, ohne daß dem „schauderhaft Ausdauernden“ auch nur einen Moment um seine Frisur bange wurde, — und träumte, wie sie ihm mit ihren „wohlgepflegten“ Fingernägeln die Augen auskratzte, ohne daß der „gräßlich Geduldige“ auch nur mit einer Wimper zuckte, — und träumte, wie sie ihm einen ganzen Eimer Druckerschwärze ins Gesicht schleuderte, ohne daß der „nichtswürdig Gefühllose“ auch nur die Stirn runzelte, — — ja! selbst als sie ihm die mit Redaktionstinte vergiftete Hutnadel zähneknirschend bis zum Knopf ins Herz bohrte, selbst dann befreite sie der „Herzlose“ nicht von seiner „lastenden Gegenwart“, sondern sank ihr gar — mit — ausgebreiteten Armen — um — den — Hals!! —

Halbtot vor Angst erwachte die Träumende am hellen Morgen.

„Also Morphium — Morphium!“

Mit diesem Vorsatz schlürfte sie den dünnen Pensionskaffee.

Und mit diesem Vorsatz nahm sie einen Brief in Empfang, den ihr die Pensionswirtin nach ihrer fünften Tasse reichte.

Miß Ethel Westcott staunte.

Ein Brief? — Und von Damenhand? — Und aus Chicago?

Von wem mochte dieser mysteriöse Brief wohl sein?

Im Nu war der Umschlag zerrissen, das Papier entfaltet, die Unterschrift erkannt.

Miß Ethel Westcott lachte auf. „Die gute Avery schreibt mir!“

Und was schrieb nun Avery aus Chicago?

„Liebstes Ethelchen!

Ich und mein lieber Gatte Bobby kommen morgen nachmittag in St. Louis an! Wollen uns doch auch die Weltausstellung ein bißchen ansehen. Wir erwarten Dich nach Schluß der Redaktion im Southern Hotel zu einem kleinen gemütlichen Abendessen zu vieren! Absagen darfst Du nicht! Du mußt kommen! Auf jeden Fall mußt Du kommen, oder Du hast kein Herz! Selbst mit Migräne und Zahnschmerzen mußt Du kommen! Und wenn's Druckerschwärze und Kleister regnen sollte, Du mußt kommen! Denn Deiner wartet eine riesige freudige Überraschung!

Auf Wiedersehen also morgen abend!

Avery Ardith.“

Eine Überraschung wartete ihrer??

Und eine riesige? — eine freudige Überraschung???

Miß Ethel Westcott steckte den Brief kopfschüttelnd in ihren Pompadour und fuhr zur Redaktion.

Verflogen waren auf einmal alle „tödlichen“ Vorsätze!

Die quälendste Folter des Weibes, die Neugier, hatte sie verjagt.

Was in aller Welt konnte das nur für eine „riesige“ und „freudige“ Überraschung sein?

Und dazu ein kleines, gemütliches Abendessen — — zu „vieren“?

Avery und Bobby waren zwei Personen, Miß Ethel Westcott war eine Person. Das ergab doch immer nur ein Essen zu dreien!

Wer mochte wohl der mysteriöse Vierte im Bunde sein?

Hm — hm — hm — —

Erst in der Mittagspause glaubte Miß Ethel Westcott, den „Kern“ des „Pudels“ gefunden zu haben.

„Sie hat ein Baby!“ hauchte sie verschämt lächelnd. „Natürlich! Ganz natürlich! Als glückliche Braut lud sie mich zur Hochzeit und jetzt ladet sie mich als glückliche Mutter zu einem kleinen gemütlichen Essen zu vieren, das heißt mit dem kleinen gemütlichen Baby! — So erklärt sich die „heftige Erkältung“ von damals ganz von selbst! — Und wie eitel sie ist! „Eine riesige, freudige Überraschung“ soll mir ihr Baby sein! Seinetwegen sollte ich Migräne und Zahnschmerz vergessen! Ich hätte „kein Herz“, wenn ich nicht käme! — — O Eitelkeit der Eitelkeiten, dein Name ist Mutter!“

Nichtsdestoweniger machte Miß Ethel Westcott nach Schluß der Redaktion in ihrem Zimmer mit Neugier Toilette und fuhr mit Neugier nach dem Southern Hotel.

Die Begrüßung mit Avery im Parlor des Hotels war natürlich eine ebenso herzliche wie impulsiv stürmische. — Außer Mrs. Arbith war nur noch ein Gentleman anwesend, welcher, abseits am Fenster sitzend, mit vollem „Interesse für die Publizistik“ in einer St. Louiser Zeitung las, die ihn bis zur schwergoldenen Uhrkette verdeckte.

Als sich der erste Sturm herzensfreundinnenlicher Wiedersehensfreude gelegt hatte, bemerkte Miß Ethel Westcott den Gentleman, zog Avery errötend beiseite und flüsterte ihr ganz geheimnisvoll ins Ohr: „Ist's ein Bübchen oder ein Mädchen?“

Mrs. Arbith wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie sah bald ihre Freundin, bald den lesenden Gentleman staunend an.

„Sag' mal, Ethelchen, wen meinst du eigentlich mit dieser sonderbaren Frage?"

Miß Ethel Westcott zuckte die Schultern: „Verstelle dich doch nicht so! Man weiß doch, was die urplötzliche Erkältung am 3. Juli bedeutete!"

„Was die bedeutete?" wunderte sich Mrs. Ardith pikiert. „Ich verstehe dich nicht!"

„Nun gut! Ist's also ein Knabe? Ja oder nein!"

„Ein — Knabe?" flüsterte Mrs. Ardith. „Mein Gott, was redest du, Ethel! Ein Gentleman ist's! Zweiunddreißig Jahre alt! Tu doch nur nicht so! Du wirst es doch am besten wissen!"

Jetzt wußte Miß Ethel Westcott nicht, was sie sagen sollte. „Selbstverständlich meine ich doch dein Baby!" flüsterte sie endlich.

„Mein — was?"

„Dein Baby!"

„Mein — Baby?"

„Na — oder ist's gar ein Pärchen?"

„Ein Pärchen? — Sag' mal, was fehlt dir eigentlich?"

„Gar nichts fehlt mir!"

„Aber was schwatzest du denn immer von Baby! — Knabe! — Pärchen!"

„Aber du prophezeitest mir doch in deinem Briefe —"

„Um Gottes willen, was denn?"

„Eine riesige —"

„Riesige —?"

„Eine riesige, freudige Überraschung!"

„Ach, nun — verstehe ich!" rief Mrs. Ardith amüsiert aus und lachte dann so laut auf, daß der Herr am Fenster die Zeitung senkte und sein „Interesse" von der „Publizistik" ab- und der Lacherin zuwandte. „Überraschung?" lachte sie noch lauter. „Ei, du Glücks-

kind! So schau doch dorthin! Dort sitzt ja die riesige und — ich hoffe doch! — freudige Überraschung!" Und dann wandte sie sich ganz ungeniert zu dem Gentleman und lachte ihn an. „Well, ist diese Überraschung nicht zuckersüß? Wie?"

Miß Ethel Westcott stand da, starr vor Staunen.

Und der Gentleman?

Der stand auch da, starr vor Staunen.

Man sah beiden die „Überraschung" an, ob sie aber einerseits so „riesig" und „freudig" und anderseits so „zuckersüß" war, das konnte man aus der ehernen Mimik der Überraschten nicht entscheiden.

Mrs. Ardith war nun die dritte „Überraschte". Sie sah bald die verblüffte Miß Ethel Westcott, bald den ebenso verblüfften Gentleman an.

„Mein Gott, was ist euch denn?" fragte sie verwundert, „ihr tut ja gerade so, als sähet ihr euch heute zum ersten Male! Vorwärts!" kommandierte sie scherzend, „jetzt küßt euch mal! Ich drehe mich um und seh' und höre nichts!"

Aber wie günstig auch die Gelegenheit war — geküßt wurde nicht.

Im Gegenteil. Der Gentleman stammelte sogar höchst verlegen: „Wollen Sie — die Güte haben, Mrs. Ardith, und — und mich dem Fräulein vorst—"

„Was?" rief Mrs. Ardith sich umdrehend, „vorstellen? — Ihr wollt mich wohl beide zum Narren halten, wie?" fragte sie pikiert. „Ihr Schauspieler! Geht mir doch! Ich lasse mich nicht verblüffen!"

Damit rauschte sie zur Portiere.

„Ich werde Bobby holen!" sagte sie und verließ den Parlor.

Nun befand sich Miß Ethel Westcott mit „riesigen, freudigen Überraschung" in Gestalt

wildfremden Gentlemans, der sich jetzt gar nicht mehr für die Publizistik interessierte, allein.

Die Situation konnte für beide kaum peinlicher sein.

Der Gentleman befand sich einer ihm unbekannten, aber hübschen jungen Dame gegenüber; und Miß Ethel Westcott war mit einem ihr ebenfalls unbekannten Gentleman allein, der, „ohne gerade ein Romeo an Schönheit zu sein", doch auch noch lange „kein Caliban an Häßlichkeit" war und überdies einen entzückenden Schnurrbart hatte.

Die einzige Rettung für Miß Ethel Westcott war Rückzug.

Kaum aber hatte sie sich zur Tür gewendet, als der Gentleman sich so laut räusperte, daß es ihr wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder fuhr.

Sie blieb stehen.

Wozu fliehen? Bobby und Gemahlin mußten ja bald erscheinen.

Diesen Moment ihres Zögerns benutzte der schlanke schöne Fremde.

„Ich bitte höflichst um Verzeihung, Madam," begann er in sonorstem Bariton, „Missis Ardith scheint in dem Glauben befangen, daß wir uns kennen. Warum — das weiß ich allerdings nicht. — Doch gestatten Sie mir freundlichst, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Delanel."

„De— —?"

Um Gottes willen! Hatte sie recht gehört?

Sie wankte und hielt sich leichenblaß an einem Sessel.

Im Nu sprang er an den Tisch. „Eine lästige Hitze hier, Madam! — Darf ich bitten?"

Damit bot er ihr galant ein Glas Wasser.

Sie nahm es mit leichtem Kopfnicken, nippte ein wenig, stellte es auf den Tisch zurück und setzte sich dann.

Er öffnete einen Ventilator. Dann kehrte er zu ihr zurück und sah mit Befriedigung, daß sie sich rasch erholte.

„Darf ich nun auch erfahren, Madam," fragte er bescheiden, „mit wem mich ein gütiges Geschick —?"

„Miß Ethel Westcolt," hauchte sie, ihn unterbrechend, und konnte ihr Erröten kaum bezwingen. Sie fächelte sich schnell mit dem parfümduftenden Taschentuch und fragte nach einer Weile: „Wie war doch Ihr werter Name, Sir?"

„Delanel!" antwortete er mit Verbeugung.

„Delanel?" staunte sie und versuchte zu lächeln.

„Jawohl, Miß Westcott! — Delanel!" wiederholte er und sah sie verwundert an.

„Darf ich um Ihren Vornamen bitten?" fragte sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Vornamen? Ich habe deren zwei!" erwiderte er lächelnd.

„Zwei!" hauchte sie.

„Jawohl, zwei!"

„Zwei Vornamen?"

„Ich kann's nicht billiger machen, Miß Westcott!" scherzte er achselzuckend.

„Nennen Sie mir Ihre beiden Vornamen, bitte!" verlangte sie.

„Richard ist der erste und William der zweite!" erwiderte er, immer amüsierter lächelnd, „mein voller Name ist also Richard William Delanel!"

„R. W. Delanel?" fragte sie kopfschüttelnd mehr für sich.

„Ganz wie Sie wünschen — R. W. Delanel!" bestätigte er und suchte in der Brusttasche seines Gehrocks nach seinem Kartentäschchen.

„Aber um Gottes willen, Sir!" rief sie fast schmerzlich bewegt, „das ist doch gar nicht möglich!"

„Nicht möglich?“ lächelte er. „Wieso denn?“

Damit überreichte er ihr seine Karte. Sie nahm dieselbe und las: „R. W. Delanel, Agent für Ingram & Watson, Modewaren en gros, New York.

Da! Da stand's schwarz auf weiß! Dagegen war nichts, absolut nichts zu machen!

Sie mußte sich, wohl oder übel, darein geben, daß sie Mr. „R. W. Delanel“ in leiblicher Wirklichkeit und zwar in eleganteſtem Gesellschaftsanzuge vor sich hatte.

Die Karte gab sie zurück. Er nahm dieselbe schweigend und mit fragendem Blick an.

„Erlauben Sie mir eine Frage, Mr. Delanel?“ begann sie schüchtern.

„Tausend für eine, Miß Westcott,“ erwiderte er.

„Hat Ihnen Ihr Geschäftskollege Mr. Ardith nichts verraten?“

Er stand vor ihr, von Kopf zu Fuß ein Fragezeichen. „Verraten? — Ja, was sollte er mir wohl verraten haben?“

„Hat Ihnen auch Mrs. Ardith nichts verraten?“ fuhr sie fort.

Er machte jetzt ein Gesicht, wie ein Känguruh, wenn Philosophie gelesen wird. „Mrs. Ardith? Verraten? Mir? Was sollte Mrs. Ardith mir wohl verraten haben, Miß Westcott?“

„Weshalb begleiteten Sie Mr. Ardith hierher?“ inquirierte sie unbarmherzig weiter.

„Nun,“ lächelte er, „ich wollte doch auch ein wenig die Weltausstellung sehen, Miß Westcott! Mein Urlaub ist kurz genug!“

„Wie kurz, wenn ich fragen darf?“

„Nur acht Tage!“

Sie unterdrückte mit Gewalt einen Seufzer und

fragte weiter: „Sie kamen also einzig und allein der Weltausstellung wegen her?“

„Well,“ meinte er lächelnd und zwirbelte am Schnurrbart, „der Ausstellung einzig und allein wegen nun wohl gerade nicht —“

Sie erschrak heftig! — Sie schwieg und fächelte sich nervös mit dem Taschentuch.

Er fuhr fort: „Ich soll nämlich hier auch eine Verlobte besitzen. Mrs. Ardith wenigstens ergeht sich öfters in derartigen mysteriösen Andeutungen, die ich nicht verstehen und daher auch nicht ernst nehmen kann.“

Edith fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken. Jetzt also kam der gefürchtete Augenblick, da sie Farbe bekennen mußte.

„Darf ich nun aber auch erfahren,“ so drehte er jetzt den Spieß um, „weshalb Sie geruhten, mich diesem hochnotpeinlichen Verhör zu unterziehen?“

Da war sie — diese Frage. Jedes Wort derselben traf sie wie mit glühenden Nadeln.

Nichtsdestoweniger fühlte sie, daß sie ihm, schon anstandshalber, eine Erklärung ihres sonderbaren Benehmens schuldig war.

„Mr. Delanel,“ begann sie, rettungslos errötend, „es war ein unüberlegter Scherz von mir! Ein Scherz, dessen Folgen ich ganz — ganz unmöglich voraussehen konnte, Mr. Delanel! Verraten Sie aber um Gottes willen Mrs. Ardith und ihrem Gemahl nichts davon!“

Sie merkte, wie sie sich in Ungereimtheiten verstrickte, und hustete heftig, um ihr Erröten zu bemänteln. Er schien sich auch nicht klar zu sein über das, was sie gesagt hatte.

„Verzeihung, Miß Westcott,“ begann er, „welchen

Scherz meinen Sie? Soll ich Ihr Verhör als diesen Scherz auffassen — oder — hm, wollen Sie sich vielleicht ein wenig deutlicher —"

„Um Gottes willen! Nein! Ich meine ja nicht das Verhör!" unterbrach sie ihn. „Was ich meine — o Gott! ich erkläre Ihnen alles — nachher, Mr. Delanel! Verraten Sie nichts, ich bitte Sie! — Vergessen Sie auch meinen Vornamen ja nicht!"

„Ihren Vornamen? O, den vergesse ich nicht, solange ich lebe, Miß — Miß — —"

Er hatte ihn ja schon längst vergessen.

„Ethel Westcott!" half sie ihm hastig aus. „Nennen Sie mich heute getrost bei meinem Vornamen! Also: Miß Ethel! Oder besser noch nur Ethel. Es klingt — klingt natürlicher — wahrscheinlicher. Sie verstehen mich, Mr. Delanel?"

Er lächelte, aber — er schüttelte den Kopf.

„Schon gut, Mr. Delanel!" haftete sie weiter, „ich kläre später alles auf — alles! Für jetzt nur so viel: Mrs. Arbith und Gemahl müssen glauben, daß — daß wir — verstehen Sie mich doch, bitte! — daß wir uns schon lange kennen, daß wir — nun, daß wir verlobt sind — und nur ein bißchen — wie soll ich sagen? — ein bißchen geschauspielert haben! — Sie verstehen mich? — Sobald sich Gelegenheit dazu bietet, erfahren Sie alles. Mein Wort darauf! — Nennen Sie mich also, ich bitte dringend, von jetzt ab immer Ethel! — Ethel! — Wollen Sie, Mr. Delanel?"

Er verstand sie zwar noch immer nicht ganz, aber er nickte, um sie zu beruhigen, und sagte dann lächelnd: „Aber dann müssen Sie mich auch schon bei meinem Vornamen nennen, Miß — Miß — ah, Miß Ethel Ostcott —"

„Westcott! Ich bitte Sie — Westcott!"

„Miß Ethel Westcott! Also bitte, bei meinem Vornamen —"

„Aber bei welchem? — Ich höre Tritte in der Halle — Schnell, schnell!"

„Bei meinem ersten Vornamen: Richard —"

„Gut also — Richard!"

„Dürfte ich aber vielleicht —"

„St! — Sie kommen! — Setzen Sie sich! — Und nun aufmerken! Ich bitte Sie inständigst, Richard!"

Um jeden Fehler zu vermeiden, setzte sich Mr. Delanel in den nächsten Sessel zu seiner „Verlobten".

Als Mrs. Ardith mit ihrem Gemahl eintrat, sah sie das Pärchen in schönster Eintracht nebeneinander sitzen.

„Ah, guten Abend, Miß Westcott!" grüßte Mr. Ardith und schüttelte die ihm dargebotene kleine Hand. „Freut mich, daß Sie erschienen sind. Avery fürchtete schon, ihr Brief hätte Sie nicht rechzeitig erreicht! — Übrigens, denken Sie sich, Miß Westcott, meine liebe Avery hat von Ihrer Verlobung mit meinem lieben Geschäftskollegen Delanel schon seit Mai dieses Jahres gewußt und mich soeben erst davon in Kenntnis gesetzt! Was sagen Sie zu dieser phänomenalen weiblichen Verschwiegenheit? Ich gebe ja zu, daß die Verlobung einer ihrer Studiengenossinnen mich persönlich weniger angeht, aber — aber — na, eine außergewöhnliche Verschwiegenheit bleibt's doch, nicht wahr? Und damit bin ich denn wohl der vierte Überraschte, wie?"

Was Miß Ethel Westcott zu dieser phänomenalen Verschwiegenheit sagte?

Um Gottes willen! Gar nichts! — Keine Silbe! Sie wäre am liebsten durch den Fußboden in den

physikalischen Mittelpunkt der Erde versunken! — Sie sagte gar nichts; sie lachte nur — krampfhaft!

Und — Richard?

Der sah so aus, als hätte er ursprünglich ein Vierzigtonnengeschütz abfeuern gehört.

Ein leises Hüsteln Ethels brachte ihn aber sofort wieder zu sich. Er lehnte sich, schnell gefaßt, in den Sessel zurück und lachte auch — krampfhaft!

„Lacht nur! Lacht nur!“ schalt Mrs. Ardith scherzend. „Lacht nur! Ich habe eure Komödie ja doch gleich durchschaut.“

„Aber gut gespielt war sie doch, liebe Avery, nicht wahr?“ lachte Miß Ethel Westcott, „und Richard und ich könnten zur Bühne gehen!“

„Und dieser Delanel, dieser heillose Schwerenöter,“ fuhr Mr. Ardith fort, „der sagte mir auch nichts von seiner Verlobung mit Ihnen! — Was sagen Sie nun dazu, Miß Westcott? War das nicht geradezu geschäftsunkollegial gehandelt? Wie?“

Natürlich! Die Geschäftsunkollegialität lag klar zu Tage! Daher enthielt sich Miß Ethel auch jeder weiteren Bemerkung dazu. — Die ganze Situation wurde ihr aber doch jetzt so komisch, daß sie nicht mehr erzwungen, sondern recht von Herzen lachte. Und wenn sie dann die wahrhaft ergötzliche Verwirrung des so eklatant „unkollegialen“ Geschäftskollegen Mr. Ardiths bemerkte, dann mußte sie nur umsomehr lachen.

Da platzte in dieses Gelächter hinein plötzlich eine — Bombe.

„Sagen Sie mal, Mr. Delanel,“ begann Mrs. Ardith, „wie haben Sie eigentlich Ihr Fräulein Braut kennen gelernt? Sie sind doch ein New Yorker, und Ihre Verlobte ist, denke ich, nie nach New York gekommen?“

Diese Frage machte Mr. Delanel plötzlich so durstig, daß er an den Tisch treten und sich ganz langsam ein Glas Wasser einschenken mußte, wobei er sehr ungalant der Fragerin den Rücken zuwandte.

„Bitte, geben Sie mir auch ein Glas!“ bat Miß Ethel Westcott in der peinlichsten Verlegenheit.

„Sehr gerne, liebe Edith!“

„Wer ist denn die Edith?“ fragte Mrs. Ardith erstaunt.

Delanel trank mit unerschütterlicher Seelenruhe.

„Nun, meine Braut.“

„Ihre Braut?“ staunte Mrs. Ardith.

„Aber ich bitte dich!“ schmollte Miß Westcott, „darf denn Mr. Delanel nicht ein bißchen scherzen?“ Und dann trank auch sie anscheinend mit unerschütterlicher Seelenruhe.

„Nun nennt sie ihn gar noch „Mister“!“ lachte Mrs. Ardith.

„Nun, was ist denn dabei?“ fragte Delanel und setzte das Glas seiner „Braut“ ganz langsam auf den Tisch. „Ich nenne meine Verlobte ja auch öfter „Miß Ostcott“!“

„Ostcott?“ lachte Mr. Ardith, „die Geschichte wird immer amüsanter!“

„Mein lieber Adolf,“ hüstelte Miß Ethel, „meint natürlich stets Westcott!“

„Adolf? Adolf?“ wunderte sich Mrs. Ardith wieder.

„Na, du siehst doch, liebe Avery,“ bemerkte Mr. Ardith dazwischen, „Sie spielen uns jetzt den zweiten Akt der Komödie vor.“

Wenn jetzt nicht augenblicklich die Decke herunterbrach oder im Erdgeschoß ein halber Zentner Dynamit explodierte, so waren die „Komödianten“ einfach verloren!

Aber weder das eine, noch das andere geschah. Statt dessen ging die Tür auf, und ein — rettender Engel erschien!

Es war der Kellner. „Das Essen ist auf dem Zimmer der Herrschaften serviert!“

„Gott — sei — Dank!“

Freudiger als diese Botschaft hätte das „Brautpaar in tausend Ängsten“ nicht die Kunde vom plötzlichen Tode eines reichen Erbonkels aufnehmen können.

Tief aufatmend nahm Miß Ethel Westcott den Arm ihres Partners und ließ sich von ihm wie ein Lamm zur Schlachtbank, das heißt zur Tafel, führen.

Innerlich wünschte sie sich jetzt fort — weit fort! — Und wenn sie sich unter die Löwen im Zirkus auf dem Ausstellungsplatze hätte verstecken müssen — nur fort, fort aus dieser gräßlichen Komödie!

Auch Mr. Delanel wünschte sich jetzt fort. Und wenn er mit seiner hübschen Partnerin direkt zum Friedensrichter hätte fliehen müssen, nur fort, fort aus diesen gräßlichen — Tantalusqualen!

Selbstverständlich setzten Mr. Ardith und Gemahlin ihre naseweisen Fragen und Sticheleien mit einem wahren Seelengaudium bei Tische fort. Sie hatten aber jetzt weniger Glück damit als vorher, denn beide Komödianten fielen jetzt nicht mehr so oft und so grob aus der Rolle. Namentlich glänzte jetzt Mr. Delanel mit einer so erstaunlichen Beredsamkeit, daß der Manager des Hotels ordentlich froh sein konnte, daß die Tragbalken seines Hauses aus Nickelstahl bestanden, denn sonst hätten sie der elementaren Wucht dieser Beredsamkeit unfehlbar nicht standzuhalten vermocht.

Je mitteilsamer aber Mr. Delanel wurde, desto schweigsamer und schüchterner wurde Miß Ethel Westcott. Nach aufgehobener Tafel machte sie unverzüg-

lich Toilette und erklärte, keine Minute länger verweilen zu können, da sie morgen ausnahmsweise sehr früh in der Redaktion zu erscheinen und eine Menge geistiger Arbeit zu bewältigen habe, die einen klaren Kopf erfordere.

„Ihr bleibt ja doch noch länger hier, liebe Avery? Auf Wiedersehen also morgen abend — Adieu! — Adieu!“

Damit verließ sie das Hotel — natürlich am Arme Mr. Delanels, der seine Rolle doch bis zuletzt durchführen und seine „Braut“ heimbegleiten mußte. —

Eine Weile gingen beide stumm nebeneinander.

Miß Ethel Westcott hätte den nächsten besten Straßenbahnwagen besteigen und sich so aus der Schlinge ziehen können. Das wäre wohl gegangen, aber —

Aber es ging nicht! — Die Straßenbahnwagen waren stets vollgepfropft mit Ausstellungsbesuchern, die entweder von der Ausstellung kamen oder zu derselben hinausfuhren.

Aber sie hätte sich ein Cab oder eine Kutsche heranrufen können. Das wäre wohl gegangen, aber —

Aber es ging nicht! — Ein unwiderstehliches Etwas bannte sie an die Seite ihres Begleiters.

Schließlich faßte Delanel Mut, das Schweigen zu brechen. „Verzeihen Sie gütig, liebe Ethel — ah, Pardon! — Miß Westcott,“ begann er, „darf ich Sie vielleicht um die verheißene Aufklärung bitten?“

Diese entsetzliche Frage hatte sie schon lange genug gefürchtet.

Jetzt gab's kein Entrinnen mehr. Sie mußte sie beantworten.

Sie — seufzte schwer und — schwieg wieder.

Er fühlte ihre Verlegenheit mit und schwieg auch, und so gingen sie wieder eine Weile stumm nebeneinander.

„Ich erlaube mir, nochmals angelegentlichst zu betonen, Miß Westcott,“ fuhr er dann, wie entschuldigend fort, „daß ich meinerseits an der ganzen peinlichen Eigentümlichkeit unserer Lage vollkommen unschuldig bin. Ich hatte — auf Ehre! — ich hatte nicht erwartet, Ihre mir sehr angenehme Bekanntschaft zu machen. Ich bin nur durch die Mystifikation von seiten der Mrs. Ardith dazu gekommen — rein zufällig meinerseits! — Ich hoffe, daß Sie mir das glauben, und mir Unschuldigem nicht böse sind.“

Sie ihm böse sein? — Ihm? — Böse? —

Ach du lieber kleiner Flügelgott! — Nein! Nein! Böse? — Nie! — Im Gegenteil — — — sogar sehr — —

Aber das durfte sie ihm doch nicht verraten, nicht einmal merken lassen! Wie sollte sie nun aber die schuldige Aufklärung anfangen, ohne daß daraus zugleich eine Liebeserklärung wurde? Und was würde, was müßte er von ihr denken, wenn er alles wüßte? Und verschweigen durfte sie ihm doch nichts!

O! Sie hätte vor Reue und Scham gleich sterben mögen!

„Ich bin allein die Schuldige, Mr. Delanel!“ begann sie, schon halb weinend, „ich ganz allein! Weder Mrs. Ardith, noch Sie — ich ganz allein! — Ach, Rich—, Mr. Delanel, wenn Sie wüßten, wie schmerzlich tief ich meinen Übermut, meine Unbesonnenheit bereue — o gewiß, Sie würden mir verzeihen! Konnte ich denn ahnen, daß es wirklich einen „R. W.“ Delanel gibt? — Ich erwählte diesen Namen nur, weil er — der Name!“ fügte sie hastig hinzu — „mir so sehr gefiel! Ich hätte ja einen ganz beliebigen anderen Namen wählen können, und die ganze peinliche Eigentümlichkeit unserer Lage wäre nicht eingetreten.“

Mehr konnte sie vorderhand beim besten Willen nicht über die Lippen bringen.

Daß diese Erklärung die Sache nur noch verdunkelte, statt sie zu klären, das bemerkte sie in ihrer Aufregung gar nicht.

Mr. Delanel fühlte sich so klug wie zuvor. Zartfühlend jedoch drang er nicht weiter in seine ohnehin schon so erregte Begleiterin und lenkte die weitere Unterhaltung geschickt auf die Weltausstellung über.

Sie war ihm innerlich dankbar dafür und plauderte mit ihm erleichtert und immer unbefangener weiter. —

Als sie sich ihrer Pension näherten, fiel es ihr aber doch bleischwer aufs Herz, ihn so von sich zu lassen.

Sie hätte es ja tun können, um ihm bis zum Ablauf seines Urlaubs unter irgend einem Vorwande nie wieder zu begegnen. Avery und die ganze Klasse hätte ihr schon geglaubt, daß sie sich unterwegs mit ihm erzürnt und ihm den Laufpaß gegeben hätte; und damit wäre die ganze „Affäre Delanel“ in einfachster Weise erledigt gewesen.

Aber — so galant, so taktvoll, so zartfühlend — und so männlich hübsch, wie er war! — Hatte er eine solche Hinterlist verdient?

Nein! Er hatte sie nicht verdient!

Er war würdig, alles zu erfahren, und so sollte er nun auch alles erfahren!

Sie lud ihn also in den Salon und bat ihn, sie hier zu erwarten.

Dann eilte sie in ihr Zimmer hinauf, warf hochklopfenden Herzens Hut und Mantel ab, wechselte hurtig die Toilette, befragte den Spiegel und rauschte hinunter zur — — Generalbeichte!

Diese Beichte war ebenso kurz wie folgenreich!

„Mister Delanel," begann Miß Ethel Westcott mutig, nachdem sie sich in möglichst anmutiger Pose in einen Schaukelstuhl gesetzt hatte, „ich habe Sie als einen Gentleman von Takt und Charakter erkannt und weiß, daß Sie meine Aufrichtigkeit vom Standpunkt eines Gentleman beurteilen werden. Darum fühle ich mich moralisch nicht nur verpflichtet, sondern auch berechtigt, Ihnen heute noch eine volle Erklärung für die peinliche Eigentümlichkeit der Lage zu geben, in welche Sie durch meine Schuld allein geraten sind!"

Hier stockte sie. Dann holte sie tief Atem und fuhr mit weiblicher Würde fort: „Meine private Überzeugung, Mr. Delanel, war und ist die: Des modernen Weibes einziger Daseinszweck ist nicht die Ehe als solche — das heißt," kommentierte sie rasch, „die Ehe vom rein — wie soll ich sagen? — vom rein irdischen, oder — wie soll ich mich treffender ausdrücken? — vom reinen „Familienstandpunkt" aus betrachtet! Des modernen, geistig gebildeten Weibes Sendung ist, meiner privaten Überzeugung nach, eine viel höhere, eine mehr religiös-ethische in Bezug und Wirkung auf das Männergeschlecht. Und nur insofern, als das Weib dieser seiner hohen Sendung durchaus vollkommener und erfolgreicher gerecht werden kann, daß sie sich einem Mann mit ihrem ganzen physischen, psychischen und geistigen Sein zu eigen gibt, nur insofern gehört die Ehe auch zum Daseinszweck des Weibes. — Sie folgen mir doch, Mr. Delanel?"

Dem schien eben ein „Mühlrad im Kopfe herumzugehen"!

„Wie beliebt?" fragte er, wie aus einem Traume erwachend.

„Ich meine, ob Sie mir folgen!"

„Folgen? Ich Ihnen? — O, ich bitte Sie, Miß Ethel! Bis — bis in den siebenten Himmel!“

„Ich versprach Ihnen, offen zu sein, und ich bin es, Mr. Delanel!“ sagte sie entschuldigend.

„Ich weiß das sehr wohl zu schätzen, Miß Ethel! Bitte, fahren Sie fort!“

Sie rückte nun ihren Klemmer mit möglichster Ruhe und fuhr mit „würdiger Weiblichkeit“ fort: „Die eigentliche Erklärung unserer heutigen Lage ist diese: Bevor ich mit meiner Klasse im Mai 1901 das Smith College in Northampton, Massachusetts, verließ, versammelte ich, als Klassenpräsidentin, meine Kolleginnen zu einer Beratung, in welcher wir uns auf meine Initiative hin verpflichteten, bis zum 4. Juli dieses Jahres alle entweder verlobt oder verheiratet zu sein. Als wir uns dann trennten, gab ich mich der Journalistik mit ganzer Seele hin und ließ mich von meinem Beruf so ganz absorbieren, daß ich mich — ich kann wohl sagen unversehens! — im Mai dieses Jahres noch nicht einmal verlobt sah. Natürlich wurmte mich das, und um allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, fingierte ich eine Verlobung, von welcher ich Mrs. Ardith brieflich benachrichtigte. Den Namen meines fingierten Verlobten wählte ich, ganz aufs Geratewohl, aus unserem Adreßbuch und gab ihm — völlig aus dem Stegreif! — die Vornamen „R. W.“! Der Name tat rein gar nichts zur Sache! — — Allerdings, nun,“ fügte sie mit feinem Lächeln hinzu, „nun sehe ich ein, daß der Name denn doch etwas zur Sache tut!“

„Und so planten Sie eine Heirat ohne — Bräutigam?“ rief er und lachte herzlich.

„Bewahre! An die Heirat dachte ich gar nicht!“ erwiderte sie eifrig. „Im Gegenteil! Nach dem 4. Juli hoffte ich, mich dieses fingierten Verlobten unter

irgend einem passenden Vorwand wieder entledigen zu können."

„Und weshalb ließen Sie die Sache bis heute anstehen?" fragte er.

„Ja!" erwiderte sie errötend, „wenn man alles zweimal tun könnte! Dieser passende Vorwand, der mir so leicht erfindbar erschien, fand sich eben nicht so leicht, da ich auch alle möglichen Konsequenzen in Betracht zu ziehen hatte. Außerdem war ich so töricht gewesen, um der fingierten Verlobung noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, auch einen Hochzeitstag dazu zu fingieren. So schnürte ich mir unbewußterweise selbst die Schlinge zu, in welcher ich noch heute sitze, und — was mir das allerpeinlichste ist — in welche ich Sie nun auch hineingezogen habe."

„Allerdings," stimmte er bei und starrte sinnend auf den Teppich zu ihren Füßen.

Eine gräßliche Verlegenheitspause entstand.

Sie fächelte sich mit einem Taschentuch und schaukelte sich nervös.

Endlich brach sie den Bann. „Meinen Sie nicht auch, es wäre das beste, ich gestände Mrs. Ardith ebenfalls die lautere Wahrheit ein und verpflichtete sie zu ewigem Stillschweigen?"

Er lächelte und — schwieg.

„Sie zweifeln an der Verschwiegenheit Averys?" fragte sie beklommen.

Er lächelte und nickte und — schwieg.

„Vielleicht glaubt sie mir auch gar nicht!" bemerkte sie immer verzagter.

Er nickte still vor sich hin, zwirbelte am Schnurrbart und — schwieg.

„Raten Sie mir doch, Mr. Delanel!" bat sie in quälend[illegible]rgnis.

„We--ll," sagte er nach einer Pause gedehnt, den Schnurrbart immer eifriger zwirbelnd, „ich weiß, aufrichtig gestanden, eigentlich nicht, wozu ich Ihnen raten soll, Miß Westcott. — Das allerbeste wäre allerdings — hm —, aber das würde doch nicht — hm — Sie sehen mich heute — zum ersten Male —"

Dabei warf er ihr einen ebenso fragenden wie bittenden Blick zu.

Sie fing diesen Blick auf und verstand ihn sofort.

„Um Gottes willen, Rich— Mr. Delanel! Sie mißverstehen mich! Durchaus! — Ich bitte Sie!" Und dann rang sie in plötzlicher Verzweiflung die Hände. „O, ich törichtes, närrisches Ding! Was habe ich da nur angerichtet! — War ich denn völlig sinnlos? Völlig ohne Verstand?"

Damit deckte sie erglühend die Hände vors Gesicht und senkte den Kopf.

Er sagte nichts.

Sie sagte nichts.

Eine noch gräßlichere Verlegenheitspause entstand! Keiner wagte zuerst, das Schweigen zu brechen. Sie nicht — er auch nicht.

Endlich, da er ihre erbarmungswürdige Verlegenheit noch immer wachsen sah, begann er zögernd: „Miß — Miß Ethel — Miß Westcott, — wie wär's — wenn ich meinen Teil der Kon — Konsequenzen Ihrer Erfindung auf — auf mich nähme?"

Er hielt inne. — Sie rührte sich nicht.

„Ich — ich — ich bin nämlich — noch unverheiratet," fuhr er allmählich mutiger fort, „und ich stehe völlig allein — ganz allein!"

Er sah, wie ihre Halsadern schneller pulsierten. Er bemerkte, wie sie tiefer und tiefer atmete. Das gab ihm noch mehr Mut.

„Miß Westcott, lassen Sie Ardith und Gemahlin in ihrem Glauben. — Ich will's auch tun. — Ich würde mich sehr geschmeichelt fühlen, für — für Ihren Verlobten gelten zu dürfen, vorausgesetzt natürlich, daß Sie damit einverstanden sind."

Er hielt inne. Aber er wartete vergeblich auf Antwort.

In diesem Falle schien ihm keine Antwort auch eine Antwort und zwar eine bejahende. Jedenfalls wollte er noch ein wenig tiefer sondieren.

„Mein Urlaub ist ja nur kurz. Ich verlasse St. Louis bald wieder, und," fuhr er mit dem elegischesten Schmelz seines Baritons fort, „wer weiß, ob ich je wieder den Westen berühre. — Allenfalls könnte ich es ja absichtlich so einrichten, daß ich gerade St. Louis von meiner Tour ausschließe, und daß wir uns — nie wiedersehen."

Wieder hielt er inne und sah sie fragend an.

Es war jetzt so mäuschenstill im Salon geworden, daß er das leise Knistern ihrer seidenen Bluse bei ihren tiefen Atemzügen — eigentlich schon fast Seufzern — deutlich hören konnte. Noch immer hielt sie ihr Antlitz verdeckt und den Kopf auf die immer heftiger arbeitende Brust gesenkt. Er hätte jetzt aufstehen, auf sie zustürmen, sie in die Arme schließen mögen.

Aber er war sich seines Erfolges doch noch nicht ganz sicher.

„Bin ich dann fort, so verschenken Sie Ihr Herz nach freiestem Ermessen," begann er mit halberstickter Stimme, „und heiraten — und dann fände sich ja leicht eine Ausrede! Wir hätten uns eben entzweit, — oder Sie hätten jemand gefunden, der — Ihrer Liebe — würdiger ist — als — ich —"

Seine Stimme war jetzt fast zu einem Flüstern herabgesunken.

Sie schwieg noch immer.

„Oder Sie sagen," suggerierte er mit leiser Zuversicht, „Sie sagen, wir hätten unsere Trauung — um ein Jahr verschoben. — Ginge das nicht an, Miß Westcott?"

— — — —

„Miß Ethel — ginge das nicht?"

— — —

„Ethel — — ginge das?"

— —

„Ethel!"

—

Noch einen letzten, allerletzten Seufzer — dann ein leises, ganz leises Nicken.

„Ethel! — Es geht!!"

* * *

Und — es ging!

Aber — die Hochzeit um ein Jahr verschieben?

Um ein ganzes, langes Jahr von dreihundertundfünfundsechzig Tagen?

Was in aller Welt hatte „die ellipsoidische Revolution dieses terrestrischen Sphäroids um das solare Gravitationszentrum des Astralsystems" mit dem Liebesglück zweier Menschenkinder zu schaffen?

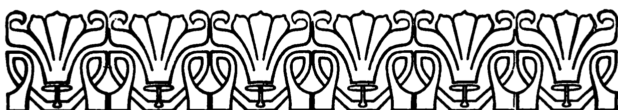
Gar nichts!

Und was kümmerte sich dieses Liebesglück um die „hohe Sendung des modernen, geistig gebildeten Weibes"?

Keinen Pfifferling!

Am 1. November werden Mrs. Ardith und Gemahl ahnungslos auf Mrs. Ethel Delanels Hochzeit tanzen.





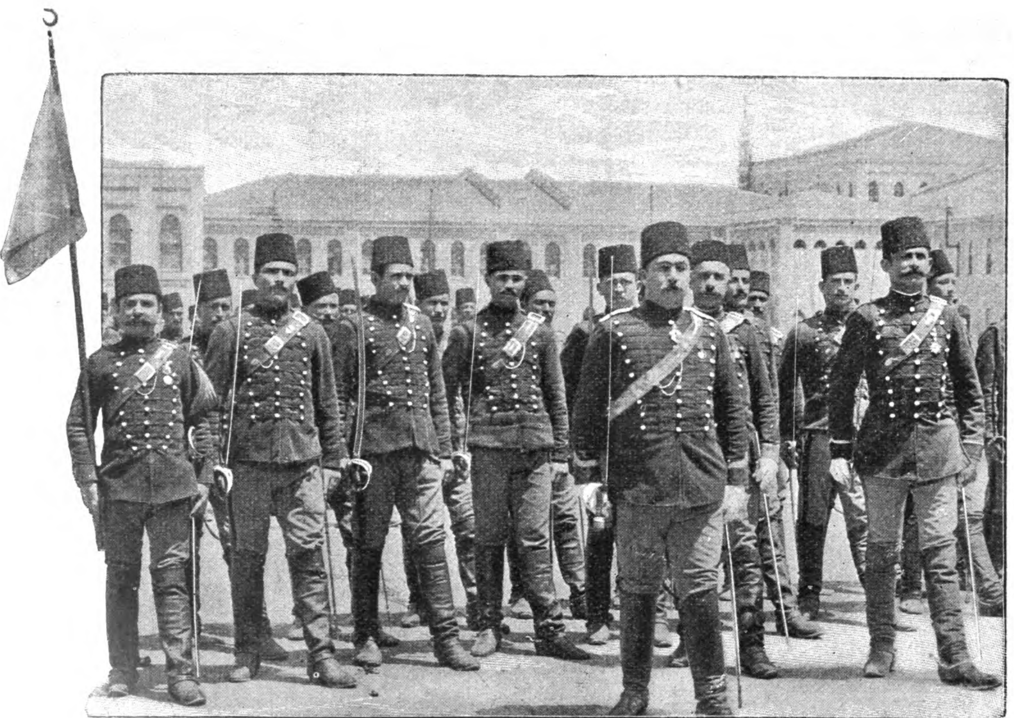
Unter dem Halbmond.

Militärische Skizze von Alexander Cormans.

Mit 10 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

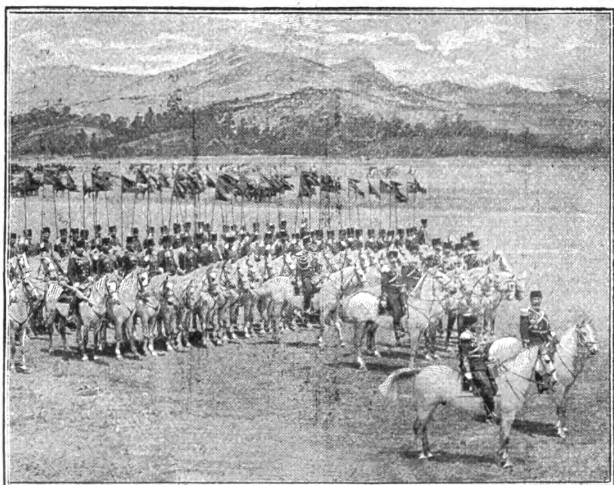
Die Zeiten sind längst vorüber, da der türkische Halbmond der Schrecken von halb Europa war — jene glorreichen Tage des Islam, da die Heerscharen des Großherrn im unaufhaltsamen Siegeslaufe bis unter die Mauern Wiens vordringen konnten. Man hat sich daran gewöhnt, die Türkei als ein langsam absterbendes Staatswesen anzusehen, und man vergleicht das einst so gewaltige ottomanische Reich gern mit dem kranken Mann, den seine mutmaßlichen Erben nur deshalb durch allerlei künstliche Mittel am Leben zu erhalten suchen, weil jeder bei der Regulierung des Nachlasses übervorteilt zu werden fürchtet.

Mancherlei Ereignisse der letzten Jahrzehnte aber haben den Beweis geliefert, daß man die Lebenszähigkeit und die Widerstandskraft dieses „kranken Mannes“ denn doch nicht gar zu sehr unterschätzen darf. Die türkischen Truppen haben im Feldzuge gegen Rußland dem übermächtigen Gegner nicht wenig zu schaffen gemacht, und sie haben Schlachten geschlagen, die um nichts hinter den bedeutendsten Ruhmestaten anderer moderner Armeen zurückstehen.



Ein Hauptmann mit seiner Kompanie.

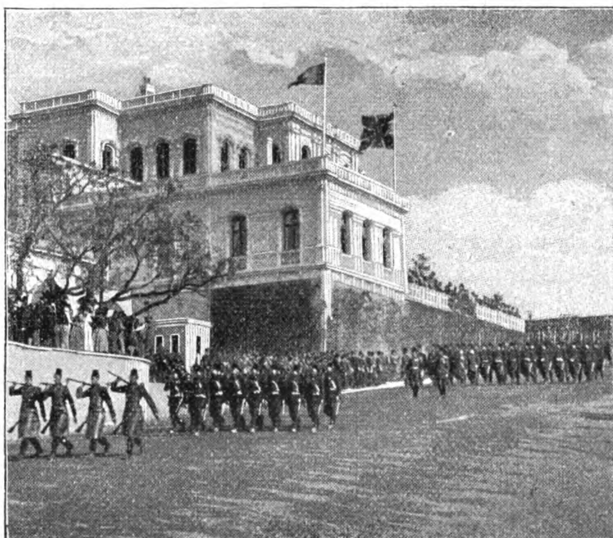
In der Tat ist der türkische Soldat nach dem übereinstimmenden Urteil aller berufenen Beobachter einer der besten der Welt. Seine nach unseren Begriffen fast unglaubliche Bedürfnislosigkeit und Mäßigkeit, seine eiserne Konstitution und seine blinde Unterwerfung unter die militärische Disziplin machen ihn in Verbindung mit einer wahrhaft todesverachtenden Tapferkeit



Parade der Kavallerie.

zu einem Muster aller kriegerischen Tugenden. Die eisigen Nebel und die fürchterlichen Schneestürme des Schipka, in denen Tausende russischer Soldaten zu Grunde gingen, vermochten den Türken ebensowenig anzuhaben als die erschlaffende Gluthitze der Dobrudschasümpfe. Ihr religiöser Fanatismus und die fatalistische Anschauung, daß niemand seinem vorbestimmten Schicksal entrinnen könne, machen diese Soldaten ebenso geduldig im Ertragen der härtesten Strapazen als furchtlos im

Gefecht. Jeder von ihnen lebt in der unerschütterlichen Überzeugung, daß alle Freuden von Mohammeds Paradies den im Kampfe gegen die Ungläubigen Gefallenen erwarten, und die Begeisterung, mit der man im russischen Feldzuge ganze Bataillone in den sicheren Tod

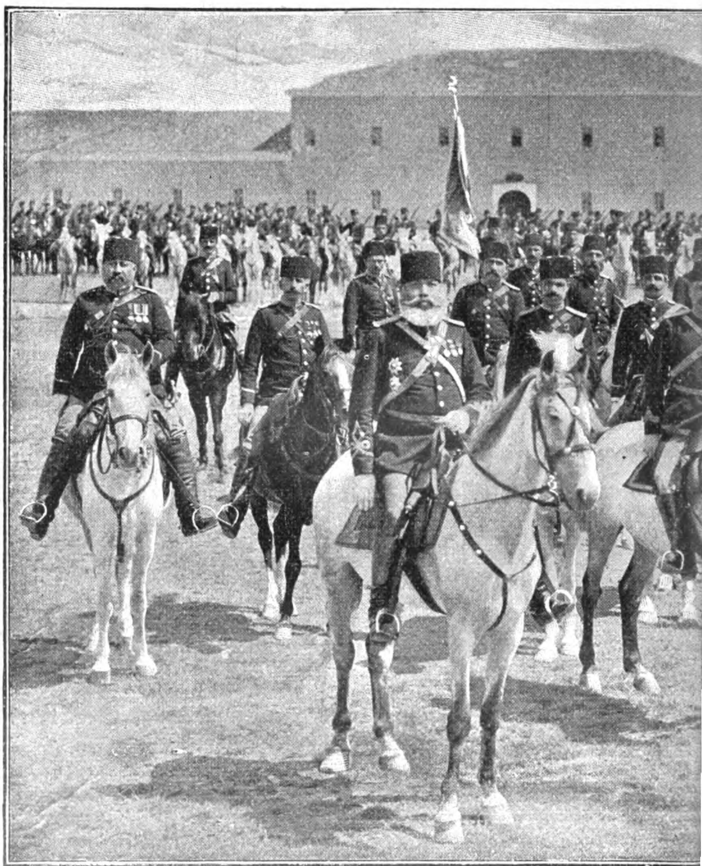


Infanterieregiment vor dem Yildizkiosk.

gehen sah, findet namentlich in diesen tief eingewurzelten religiösen Anschauungen ihre Erklärung.

Es ist bekannt, daß die türkische Armee ihren gegenwärtigen Zustand vor allem dem Organisations- und Erziehungstalent deutscher Offiziere zu danken hat. Der preußische Generalleutnant von der Goltz, dem auf Ersuchen des Sultans zu diesem Zweck der Abschied aus dem deutschen Heere bewilligt worden war, hat in langer, erfolgreicher Arbeit das türkische Militär-

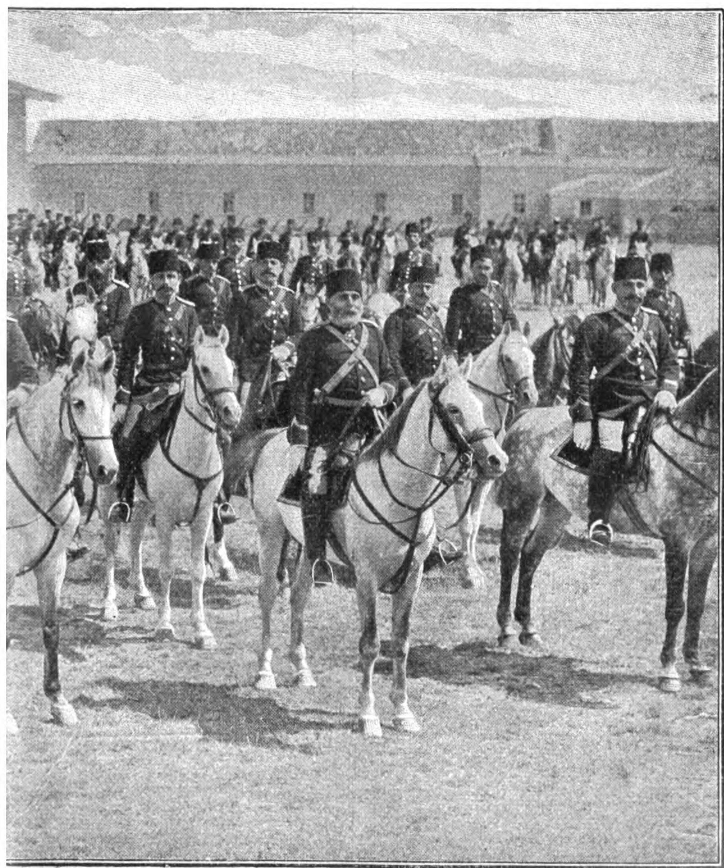
wesen ganz nach deutschem Muster gestaltet, unterstützt von einer Anzahl anderer preußischer Offiziere,



Kommandierender General einer

deren Verdienste um die Wehrkraft seines Reiches von dem Großherrn stets mit warmer Dankbarkeit gewürdigt

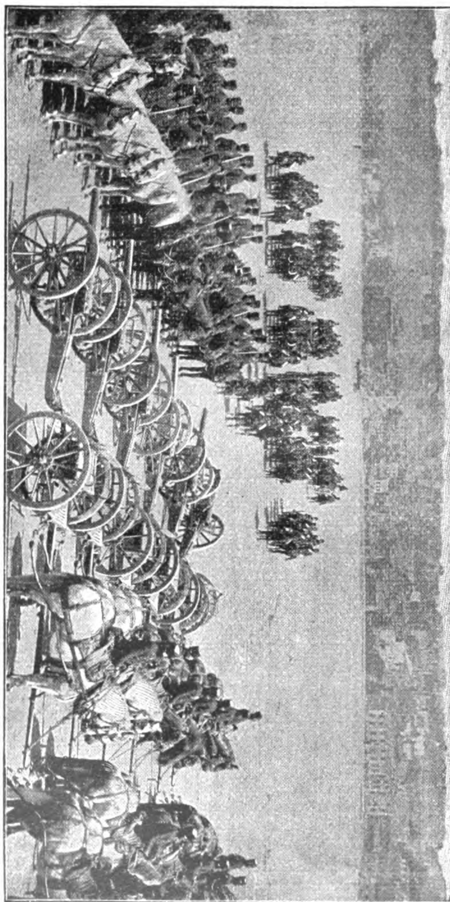
worden sind. — Auch in der Türkei existiert dem Buchstaben des Gesetzes nach eine allgemeine Wehrpflicht, der alle



avalleriedivision mit seinem Stabe.

männlichen Staatsangehörigen vom einundzwanzigsten bis zum einundvierzigsten Lebensjahre unterworfen sein

sollen. Es entfallen von diesen zwanzig Jahren sechs auf den Dienst in der aktiven Armee (Nizam) und in der Reserve (Ikthiat); acht in der Landwehr (Redif) und sechs in der Mustahfiz, die ungefähr unserem deutschen Landsturm entspricht.


Türkische Artillerie.

Aber das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht gestattet in der Türkei sehr zahlreiche Ausnahmen. Abgesehen von den körperlich Untauglichen und den aus Rücksicht auf besondere Berufs- oder Familienverhältnisse von der Dienstpflicht Entbundenen sind ganze Kate-

gorien von Untertanen von vornherein dieser Verpflichtung ledig. So braucht kein Christ die Waffen des Soldaten zu tragen, muß aber für diese Befreiung eine bestimmte Abgabe entrichten. Vom Militärdienst befreit sind ferner die Einwohner von Konstantinopel mit seinen Vorstädten, auch hat man bisher nicht im



Türkische Seesoldaten.

Ernst daran gedacht, alle albanesischen, kurdischen und arabischen Stämme zur Ableistung ihrer Dienstpflicht heranzuziehen. Die in den letzten Jahren begonnenen Versuche, aus den waffenfähigen Angehörigen dieser Stämme eine Art von Lokalmiliz oder Nationalgarde zu bilden, haben zu nennenswerten Ergebnissen kaum geführt.

Für den Wohlhabenden, der sich seiner Dienstpflicht ganz entziehen oder sie auf eine Zeit von fünf Monaten

beschränkt sehen möchte, gibt es in den vorhandenen Ausnahmebestimmungen der Handhaben genug, die ihm eine Erfüllung seiner Wünsche ermöglichen. Die Leistung bestimmter Abgaben ist dabei allerdings unerläßlich, und daß auch der allmächtige „Bakschisch" eine



Ein türkischer Pascha in Dienstuniform.

nicht geringe Rolle spielt, braucht bei der sattsam bekannten Eigenart türkischer Verhältnisse kaum noch besonders hervorgehoben zu werden.

Von den zum aktiven Dienst Ausgehobenen werden so viel Mann, als zur Erreichung der festgesetzten Friedensstärke erforderlich sind, auf nominell drei Jahre — aus denen indessen gewöhnlich vier und nicht selten

fünf werden — eingestellt, die übrigen haben nur eine Ausbildungszeit von sechs bis neun Monaten durchzumachen und bilden eine Rekrutenreserve, die jederzeit, auch im Frieden, nach Belieben einberufen werden kann, um vorhandene Lücken auszufüllen.

Freiwillige müssen bei ihrem Eintritt das achtzehnte Lebensjahr vollendet haben, körperlich tauglich sowie unbestraft sein und müssen die Verpflichtung eingehen, so lange zu dienen, wie die übrigen in demselben Jahre eingestellten Mannschaften.

Das ottomanische Reich ist in sieben Militärdistrikte eingeteilt, deren Hauptquartiere Konstantinopel, Adrianopel, Saloniki, Erzingjan, Damaskus, Bagdad und Sanaa sind. An der Spitze jedes Distrikts steht ein Marschall oder Muschir, dessen Befehl ein aktives Armeekorps und zwei Armeekorps der Reserve unterstellt sind.

Das aktive Armeekorps setzt sich zusammen aus: zwei Infanteriedivisionen (je ein Bataillon Jäger und vier Regimenter zu je vier Bataillonen), einer Artilleriedivision von drei Brigaden (je zwei Regimenter und sechs Batterien), einer Kavalleriedivision von drei Brigaden, einem Trainbataillon und einer Militärtelegraphenkompanie.

Von dieser Organisation gibt es jedoch einige Ausnahmen, so beim ersten Armeekorps, der türkischen Garde, die in und um Konstantinopel garnisoniert und außer den oben genannten Waffengattungen noch zwei Zuavenregimenter, ein albanesisches und ein arabisches, das Kavalleriekorps Erthogrul und das Feuerwehrregiment von Stambul umfaßt.

Der kommandierende General der Artillerie, der sonderbarerweise vom Kriegsministerium völlig unabhängig ist, befehligt sechs Regimenter Fußartillerie sowie die Pioniere.

Die Artillerie ist mit Kruppschen Geschützen neuesten Modells ausgerüstet, die Infanterie mit Mauser- und Martinigewehren bewaffnet.

Im Kriegsfall würde der Sultan unter Zuhilfenahme der Reserven und der Landwehr insgesamt neunzehn oder zwanzig Armeekorps in einer Stärke von 40,000



Kadetten der Muhendis-Haré-Akademie.

bis 50,000 Mann, also 800,000 bis 1,000,000 Mann ins Feld stellen können, eine recht respektable Ziffer, wenn man in Betracht zieht, daß es sich in der Hauptsache um ganz vorzügliches Material handeln würde.

Das Offizierkorps dieses stattlichen Heeres ist allerdings ziemlich ungleichmäßig zusammengesetzt. Es besteht nämlich die Einrichtung, daß auch Gemeine und Unteroffiziere zum Offizier emporsteigen können, und diesen mangelt es bei aller soldatischen Tapferkeit sehr oft selbst an den elementarsten militärischen Kennt-

nissen. Offiziere dagegen, die aus den Militärakademien hervorgegangen sind, verfügen fast durchweg



Baschi-Bozuks.

über ein Wissen, das sie ihrer Führeraufgabe vollständig gewachsen macht.

Die für die Infanterie und die Kavallerie bestimmten Kadetten erhalten ihre Ausbildung auf der Pankaldi-Akademie in Konstantinopel; die künftigen Artillerie-

und Genieoffiziere werden auf der Muhendis-Haré-Akademie erzogen.

Die oberste Armeeleitung ist auf zwei Departements verteilt, auf das Kriegs- und das Ordonnanzdepartement, welches letztere für die Beschaffung des Kriegs-



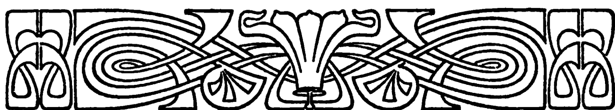
Albanesen.

materials und die Instandhaltung der Befestigungswerke verantwortlich ist. Das Kriegsdepartement steht unter der Leitung des Kriegsministers, der zugleich Chef des Generalstabes ist, und hat eine Teilung in zehn Divisionen erfahren.

Jeder, der Gelegenheit hatte, türkisches Militär bei der Parade oder im Felde zu sehen, wird mit einem Gefühl aufrichtiger Bewunderung wahrgenommen haben, wieviele auffallend schöne Gestalten und Gesichter sich unter diesen muselmannischen Soldaten befinden. Die hübschen kleidsamen Uniformen, von denen wir unseren Lesern in den beistehenden Abbildungen einige Beispiele vorführen, tragen ebenfalls dazu bei, allen militärischen Schauspielen einen glänzenden und imposanten Charakter zu verleihen; dafür, daß ihnen auch das eigentlich malerische Element nicht fehlt, sorgen die malerischen Kostüme der Baschi-Bozuks und anderer Irregulärer, denen man ihre Eigenart auch in der Uniformierung erhalten hat.

Wer dem Aufmarsch eines Infanterieregiments vor dem Yildizkiosk, der Residenz des Sultans, einer Kavalleriebesichtigung oder einem Vorbeimarsch der Artillerie beigewohnt hat, wird sicherlich unter dem Eindruck gestanden haben, daß diese vorzüglich gedrillte Soldateska sich in nichts von einer deutschen oder französischen Truppe derselben Waffengattung unterscheidet. Aber er braucht sich nur der Berichte über die von türkischen Soldaten in jedem Kriege und noch jüngst bei den mazedonischen Unruhen verübten Greueltaten zu erinnern, um inne zu werden, daß derselbe religiöse Fanatismus, der diese Leute im Felde so unschätzbar macht, in seinen Ausartungen und leidenschaftlichen Ausbrüchen nur zu leicht alle die asiatische Wildheit und Grausamkeit auflodern läßt, die vor unseren Augen durch einen dünnen Kulturfirnis zugedeckt wird.





Ich liebe dich!

Eine moderne Streitfrage.

Von A. Oskar Klaußmann.



„Eine Unsitte ist es, sage ich Ihnen, und zwar eine große! Aber wenn man sich gegen die Abschaffung irgend eines alten chinesischen Zopfes sträubt, wenn man zu faul ist, um mit alter Spreu aufzuräumen, dann verschanzt man sich hinter den Worten „Sitte und Gebrauch“. Dem Fortschreiten aller Kultur hat dieses traurige Schlagwort schon mehr Hindernisse bereitet, als die Dummheit und Indolenz der lieben Mitmenschen.“

Der Regierungsrat Ilgner mit dem graumelierten Haar sah sich nach dieser Erklärung triumphierend um. Aber er fand in den Augen seiner Zuhörer nicht das, was er gesucht hatte — wenigstens keine volle Zustimmung. Die älteren Damen hatten sogar ein überlegenes Lächeln um die Lippen, das keineswegs eine Anerkennung für den Redner bedeutete, und die jüngeren Damen sahen zum Teil melancholisch und zum Teil verschämt drein.

Der Regierungsrat befleißigte sich, in der Gesellschaft, die sich im Ostseebade Warnemünde während der Saison näher zusammengefunden hatte, stets das erste

Wort zu führen, und er bediente sich dabei sehr deutlicher Ausdrücke. Wenn das Essen vorüber war — „Abfütterung“ nannte es der Regierungsrat, und wenn er sehr schlecht gelaunt war, sprach er sogar von „Schlangenfraß“ — dann setzte sich die Gesellschaft auf die offene Veranda des Hotels, die nach der See hinausging und von der aus man auch den ganzen Strand mit seinen zahlreichen Sitzkörben übersehen konnte. Beim Nachmittagskaffee liebte er es, mit den Damen zu disputieren. Das tat er natürlich nur, weil er ein Junggeselle war, ein alter, eingefleischter Junggeselle, der es nicht weiß, wie töricht es ist, mit Frauen zu streiten. Man bekommt doch nie recht, und zwar aus zweierlei Gründen nicht. Erstens haben die Frauen überhaupt immer recht, und zweitens haben sie keine Logik. Der Regierungsrat aber wollte übrigens auch gar nicht immer recht behalten, er liebte vielmehr eine kleine Neckerei, besonders mit den alten Damen. Freilich wurde aus der Neckerei oft eine ganz ernsthafte Debatte, besonders wenn er mit Behauptungen kam, welche die Damen unmöglich unwidersprochen lassen konnten. Die Herren der Tischgesellschaft beteiligten sich selten an diesen Nachmittagsdisputationen. Es waren meist ältere Leute, die ihre Frauen und Töchter beim Kaffee ließen und sich selbst nach dem Hotelzimmer zurückzogen, um hier ihr Nachmittagsschläfchen zu machen oder ungestört ihre Zigarre zu rauchen.

Die alte Frau Hofrat, eine Mecklenburgerin und die anerkannte Seniorin der Gesellschaft, obgleich sie an Jahren nicht die älteste war, fühlte sich denn auch heute bemüßigt, die letzte Bemerkung des Regierungsrats nicht unwidersprochen zu lassen. Sie sagte daher: „Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche sich gegen die gute Sitte und die altehrwürdigen Gebräuche auf-

lehnten. Diese Revolutionäre waren aber meist jüngere Männer, auch bekleideten sie nicht Stellungen im öffentlichen Leben, deren Inhaber für das Erhalten und nicht für das Niederreißen sein sollten."

Nun hatte Ilgner sein Fett weg. Gleich zwei Spitzen befanden sich in der Rede der Frau Hofrat, die zu den scharfen Debattiererinnen gehörte, wie man sie unter Frauen häufig findet, und denen es ganz und gar unmöglich ist, fünf Minuten eine Disputation zu führen, ohne persönlich und spitz zu werden.

„Ich bin erst fünfzig Jahre alt," sagte der Regierungsrat, verursachte aber mit dieser Bemerkung nur ein unterdrücktes Kichern bei den beiden Backfischen am unteren Ende des Tisches. „Und einreißen muß man eben sehr oft, wenn man an Stelle des unzulänglichen, ja schädlichen Alten etwas Neues setzen will."

„Das ist Geschmackssache!" bemerkte die Frau Hofrat ziemlich wegwerfend, und für sie war damit die Debatte abgeschlossen. Auf ihre letzte Bemerkung, die auf jede andere Äußerung paßte, war auch in der Tat nichts mehr zu erwidern.

Es drohte eine Mißstimmung am Tische auszubrechen, und einer solchen wollte Frau Burghard, eine junge Witwe, anscheinend vorbeugen. Ihr liebenswürdiges, kluges Gesicht deutete darauf hin, daß sie eine Frau war, welche die gottbegnadete Eigenschaft besaß, Krummes gerade zu machen, Berge abzutragen und Täler auszufüllen — kurzum, einer jener Engel in Menschengestalt, welche nicht auf Streit, sondern auf Frieden und Versöhnung ausgehen. Frau Burghard hatte allerdings jetzt wenig Gelegenheit, ihre vortrefflichen Eigenschaften zu zeigen, denn sie war, wie gesagt, seit vier Jahren Witwe.

„Wir sollten doch," bemerkte sie, „den Herrn Re-

gierungsrat fragen, ob er nicht noch weitere Beweise für seine Behauptung bringen will. Vielleicht ist das, was er uns sagt, nur neu und überraschend für uns, weil wir uns damit noch nicht beschäftigt haben. Ich meine aber, die Frage ist wert, näher behandelt zu werden, und gerade für uns Frauen hat sie ein großes Interesse. Auch ich bin für die Selbständigmachung der Frau, nur wünsche ich natürlich, daß eine gewisse Grenze nicht überschritten wird. Ich bin keine Reformerin und daher wahrscheinlich bei den Frauen, die für die Emanzipationsbestrebungen des Geschlechtes schwärmen, nicht gut angeschrieben, weil ich nur eine halbe und laue Kämpferin bin. Ich will eben nicht, daß bei der Selbständigmachung des weiblichen Geschlechtes ihm seine schönste Eigenschaft, die Weiblichkeit, verloren geht. Hier liegt nun die Frage vor: gibt das Weib seine Weiblichkeit auf, wenn es nach den Ideen des Herrn Regierungsrats handelt? Er behauptete, die Selbständigkeit der Frau müsse sich auch darin zeigen, daß sie es in gewissen Augenblicken vorziehe, dem Manne selbst ihre Liebe zu gestehen, anstatt zu warten, bis dies der Mann tut. Ich wäre dem Herrn Regierungsrat dankbar, wenn er uns noch nähere Gründe, die er jedenfalls vorrätig hat, angeben würde."

„Gewiß, meine Gnädige," rief der Regierungsrat eifrig, „und ich freue mich, daß Sie mir Gelegenheit geben, diese Gründe zu entwickeln."

Frau Burghard war klug genug, nach dem Triumph, den sie mit ihrer Bemerkung wenigstens bei Ilgner feierte, sich nicht umzusehen. Sie wußte, daß verschiedene feindselige Augenpaare auf sie gerichtet wurden, daß besonders in den Augen der alten Frau Hofrat die Bemerkung liegen würde: „Dich durchschaue ich, du gehst dem Ilgner um den Bart, du nimmst immer

seine Partei, du wirst auch wohl wissen warum!" Andere Augen hätten ihr wahrscheinlich noch viel Feindseligeres gesagt, denn es wären die Augen von zwei Müttern gewesen, die mit Töchtern behaftet waren, und welche den fünfzigjährigen Regierungsrat, der ein ansehnlicher und solider Mann und in sehr guten Verhältnissen war, noch immer als jagdbares Wild im Ehestandswald betrachteten.

„Ich will Ihnen gern Beweise für meine Behauptung bringen", fuhr Ilgner fort. „Sehen Sie, da drüben geht eben der junge Mann vorüber, den Sie alle kennen, der hübsche, interessante junge Mann mit dem kurzen Fuß. Der junge Mensch hinkt, und zwar ist ihm dieses traurige Übel angeboren. Ich kenne ihn zufälligerweise; es ist der Referendar Brandt, und er steht eben vor dem Assessorexamen. Er hat bei mir gearbeitet, und ich habe ihn nicht nur flüchtig kennen gelernt, sondern Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten und ernsthaft zu prüfen. Er ist ein durch und durch braver, tüchtiger, fleißiger und solider Mensch. Aber er ist schüchtern über alle Maßen, schüchtern und ängstlich, und wenn man daran denkt, wie er aufgewachsen ist, so wird man diese Schüchternheit begreifen. Er stand immer im Hintergrund, er konnte an den Spielen der anderen Kinder nicht teilnehmen, weil sein Fuß nicht mitkonnte und weil er sich gewiß durch die ängstliche Sorgfalt der Eltern beständig in irgendwelchen Maschinen befand, die ihm kaum das Herumlaufen gestatteten, noch weniger jedenfalls eine Auflehnung gegen die Tyrannei größerer Knaben. Das machte ihn ängstlich und unselbständig, und die daraus entstehende Schüchternheit wird ihm zeitlebens anhaften. Er weiß, daß er mit einem körperlichen Fehler behaftet ist, und er fühlt diese Last, die ihm da auferlegt ist, sehr schwer.

Denken Sie sich nun, dieser junge Mann verliebt sich in ein hübsches junges Mädchen von liebenswürdigem Charakter. Der Fall ist doch nicht ausgeschlossen. Er wird ihr gegenüber jedenfalls immer zaghaft und schüchtern bleiben, nicht wahr? Wenn er sich mit den anderen Männern vergleicht, die sich vielleicht um die Hand dieses liebenswürdigen und schönen jungen Mädchens bewerben, so wird er sich immer im Nachteil fühlen. Er ist ein Krüppel, während die anderen frische, elastische, gesunde Männer sind. Ja, seine Krüppelhaftigkeit, die seit frühester Jugend auf ihm lastet, wird ihn so ängstlich machen, daß er kaum glauben wird, jemals um das geliebte Mädchen werben zu können, weil es lächerlich von ihm erscheinen wird, mit den anderen, ihm weit überlegenen jungen Leuten konkurrieren zu wollen. Er wird also das entscheidende Wort nicht sprechen, schon deshalb nicht, weil eine Ablehnung ihn tief verletzen, ihn viel härter treffen würde als jeden anderen. Er würde die Ablehnung auf sein Unglück schieben, und das würde ihn vielleicht zur Verzweiflung treiben. Würde nun dieses schöne und liebenswürdige junge Mädchen nicht ein gutes Werk tun, wenn sie dem Manne das entscheidende Wort sagen würde, wenn sie selbst es wäre, die ihm gestände, daß sie ihn liebe?"

„Aber erlauben Sie, Herr Regierungsrat, sie kann sich ihm doch nicht an den Hals werfen!" bemerkte die junge Frau Amtsrichter, die zwar erst vier Jahre verheiratet war, aber nach ihren Ansichten über die Ehe mindestens so viel davon verstand, wie eine Matrone, die ihre goldene Hochzeit hinter sich hat.

„Es ist auch durchaus nicht nötig, daß sie sich ihm an den Hals wirft. Aber sie kann ihm doch in irgend einer Stunde, die ihr geeignet scheint, sagen: „Ich liebe dich!" anstatt daß er selbst diese Worte sagen muß, wozu

er nie den Mut finden wird. Ich will auch gleich den Einwand beseitigen, daß etwa die junge Dame in die unangenehme Lage käme, sich eine Ablehnung zu holen. Sie würde schon wissen, ob der Betreffende sie liebt oder nicht."

„Alte Junggesellen," bemerkte spitz die Frau Hofrat, „halten es leider nicht für nötig, den Frauencharakter näher zu studieren. Sie würden sonst wissen, daß eine Frau, die einen Mann liebt, wohl im stande ist, ihm ihre Neigung zu zeigen, daß sie aber nie zu dem brutalen Schritte sich entschließen wird, dem Manne eine Liebeserklärung zu machen und dadurch alle Verhältnisse und das, was die gute Sitte und der Gebrauch vorschreiben, auf den Kopf zu stellen."

In den Augen Ilgners leuchtete es feindselig auf, ja es lag ehrlicher Zorn in seinem Blick, als er jetzt fortfuhr: „Bevor ich zur Verwaltung übertrat, war ich acht Jahre Amtsrichter und habe auch das Unglück gehabt, Ehescheidungsrichter zu sein. Hier haben Sie die Erklärung, weshalb ich nicht geheiratet habe, weshalb ich ein alter Junggeselle geworden bin. Ich spreche nicht gern über diese Angelegenheiten, aber die Herausforderung der Frau Hofrat zwingt mich, einmal aus mir herauszugehen. Was ich während meiner achtjährigen Tätigkeit als Ehescheidungsrichter erfahren habe, das kann niemand begreifen, der das nicht durchgemacht hat. Ich habe die tiefsten Abgründe der Menschenseele kennen gelernt, ich habe zeitweise den Glauben an die Menschheit und die Achtung vor den Frauen verloren. Ich habe aber auch selbst in dieser schlimmen Zeit schöne und edle Züge bei Männern und Frauen gefunden, und deshalb kann ich mir schon anmaßen, den Frauencharakter etwas zu kennen. Ich weiß auch, daß eine Frau sehr wohl im stande ist, einem

Manne ihre Neigung zu zeigen, ohne daß sie die entscheidenden drei Worte „Ich liebe dich!“ direkt ausspricht. Das kann aber nach meiner Ansicht nur die bereits gereifte Frau, das erfahrene Weib, welche Welt und Menschen und insbesondere den Mann kennt. Ein junges Mädchen wird dafür nicht die nötige Gewandtheit und Männerkenntnis besitzen, und wenn sie dann einem schüchternen jungen Manne gegenübersteht, den irgendwelche Verhältnisse ängstlich, zaghaft und unentschlossen machen, der vielleicht arm ist, aber stolz und selbstbewußt, und es nicht wagt, um das reiche Mädchen zu werben, oder einem älteren, der es nicht wagt, einem jüngeren Weibe seine Liebe zu gestehen, weil er davor zurückschreckt, ihr junges Leben an sein altes zu ketten, so ist es doch wohl nicht etwas so Schlimmes, wenn sich das Mädchen in solchen Augenblicken entschließt, dem Manne zuerst ihre Liebe zu gestehen. — Aber selbst wenn wir uns an Sitte und Gebrauch halten, möchte ich darauf hinweisen, daß auch bei dieser wichtigsten Angelegenheit, die es für Mann und Frau gibt, nämlich bei der Liebeserklärung und dem Eheantrag, eine ständige Fortentwicklung bemerkbar ist. Nehmen Sie, bitte, einen Roman aus früherer Zeit zur Hand. Gehen Sie weit zurück in Ihrer Vergangenheit, die Frau Hofrat wird sich dieser Romane noch aus ihrer Jugendzeit erinnern —“

Die Frau Hofrat lohnte die boshafte letzte Bemerkung des Regierungsrats mit einem bitterbösen Blick, welcher die Erneuerung aller Feindseligkeiten ankündigte.

Der Regierungsrat fing diesen Blick auf und fuhr triumphierend fort: „Gehen wir also weit zurück in die Vergangenheit, vielleicht vierzig bis fünfzig Jahre, und schlagen wir irgend einen Roman oder eine Novelle aus jener Zeit auf. Wir finden dann unfehlbar, daß,

wenn der Mann dem Mädchen seine Liebe gestanden hat, das zarte weibliche Wesen ihm antwortet: „Sprechen Sie mit meiner Mama!“ Damals war es also Sitte und Gebrauch, daß selbst in dem feierlichsten Moment des Lebens dem Weibe alle Selbständigkeit genommen war, daß es nicht einmal mit Worten oder mit einem Händedruck, einem Blick, dem Manne andeuten durfte, daß es seine Neigung erwidere. Es verwies ihn vielmehr zur Verhandlung an seine werte Frau Mutter. Das war im höchsten Grade prosaisch, aber wahrscheinlich Sitte und Gebrauch. — Selbst die gnädige Frau Hofrat wird mir zugestehen, daß sich das jetzt bedeutend geändert hat. Heutzutage würde sich selbst ein Backfisch lächerlich vorkommen, wollte er in einem solchen Augenblick den Mann, der ihm seine Liebe gestanden hat, an die Mutter verweisen. Das Mädchen nimmt die Angelegenheit selbst in die Hand und erledigt sie, wenn ich auch zugestehen will, daß sie sich vorher bereits Informationen von ihrer Mutter geholt hat. Frauen und selbst Backfische haben in dieser Hinsicht einen divinatorischen Blick. Ich möchte ihn dem Männerherzen gegenüber einen Röntgenblick nennen. Sie sehen durch uns Männer hindurch, wie die Röntgenstrahlen durch den menschlichen Körper, und deshalb wissen sie, wann ungefähr die Zeit herannaht, zu welcher sich der Geliebte erklären wird. Es gibt also bereits einen Fortschritt in der Art und Weise, wie das Weib die Liebeserklärung des Mannes aufnimmt. Es ist demnach gar nicht so revolutionär und so extravagant von mir, wenn ich fordere, daß das Weib, nachdem es mehr und mehr Selbständigkeit sich erkämpft hat, sich nun auch entschließt, einen Schritt weiter zu gehen und sich auf den gleichen Standpunkt mit dem Manne zu stellen. Ist es doch nur ein gutes Recht, das die Frau in Anspruch nimmt, wenn

sie sagt: ich will ebenso wie der Mann die Freiheit haben, dem Wesen, das mir sympathisch ist, meine Neigung zu gestehen."

„Ich meine, wir brechen die Debatte hier ab und machen den üblichen Nachmittagsspaziergang," bemerkte Frau Burghard; „es kommen dort im Nordwesten Wolken herauf, die mir sehr regenverdächtig aussehen."

„Mit den Regenwolken hat es noch gute Wege!" meinte die Frau Amtsrichter.

Aber Frau Burghard erhob sich eilfertig und gegen alle Tischordnung, denn das Zeichen zum Aufstehen hatte eigentlich die Frau Hofrat zu geben. Doch Frau Burghard trotzte ihrem Zorn, denn sie wollte eine heftige Szene verhindern. Sie hatte nämlich mit ihrem weiblichen Röntgenblick wieder einmal durch die Frau Hofrat durch und durch gesehen und hatte bemerkt, wie in dieser Wut und Ärger über die letzte Bemerkung des rauhbeinigen Regierungsrats arbeiteten. Man kann einer Frau, und sei sie noch so alt, in der Tat keine größere Nichtswürdigkeit sagen, als wenn man sie darauf aufmerksam macht, daß sie hoch in Jahren ist. Frau Burghard wußte, daß die streitbare Frau Hofrat die Sache zur Katastrophe treiben würde, und sie hatte alle möglichen Gründe, um eine solche Katastrophe zu vermeiden.

Die Frau Hofrat war in der Tat so ärgerlich, daß sie ohne ein Wort zu sprechen, aufstand und die Veranda verließ.

— — — — — — — — — — — —

Der übliche Nachmittagsspaziergang fand an diesem Tage ein frühzeitiges Ende. Die Wetterprophezeiung der Frau Burghard hatte sich doch als richtig erwiesen; es gab Regen, und da die meisten Damen der Meinung sind, daß das harmlose Wasser, das vom Himmel herunter-

kommt, in Bezug auf die Toilette der Schwefelsäure gleich zu schätzen sei, stob die Gesellschaft fluchtartig auseinander.

Auf der Hotelveranda saßen gegen vier Uhr nur Ilgner und Frau Burghard und sahen hinaus in den plätschernden Regen, der sich allmählich in einen soliden Landregen verwandelte. Der Himmel hatte sich mit gleichmäßigem Grau überzogen, und es regnete so gemütlich, aber auch so ausdauernd, als wollte es gar nicht wieder aufhören.

„Weshalb haben Sie heute mittag das sonderbare Thema angeschlagen?“ fragte die junge Witwe den etwas nachdenklichen Regierungsrat; „ich weiß, Sie tun nichts ohne Grund, Sie haben eine bestimmte Absicht gehabt, als Sie das Thema aufbrachten.“

„Sie haben recht, gnädige Frau, und ich will Ihnen auch die gewünschte Auskunft geben. Aber vorher möchte ich doch erst von Ihnen selbst eine Auskunft haben, nämlich: was denken Sie über das Thema?“

„Rund heraus gesagt, Herr Regierungsrat, Sie sind im Unrecht. Sie kennen wirklich die Frauen und deren Charakter schlecht, wenn Sie annehmen, daß eine Frau jemals dem Mann, den sie liebt, sagen wird: „Ich liebe dich!“ Das wird nicht vorkommen. Vor allem aber haben wir Frauen solches Geständnis gar nicht nötig. Die Frau Hofrat hat es Ihnen nur zu scharf und zu spitz gesagt, aber sie hatte recht: die Frau hat tausend Möglichkeiten, um dem Manne ihre Neigung zu zeigen, ohne daß auch nur ein Wort gesprochen zu werden brauchte.“

„Meine gnädige Frau,“ entgegnete der Regierungsrat, wie es schien, etwas verblüfft, daß auch seine Partnerin sich gegen ihn aussprach, „es gibt aber auch wohl geistig und moralisch Blinde und Taubstumme, die nicht sehen und hören, was man ihnen andeutet, und ein solcher Mann ist verloren, denn er weiß nicht, wodurch ihm die Frau ihre Neigung zeigt.“

„Wenn der Mann sich nur die Mühe geben will, die Frau zu beobachten, für die er sich interessiert, wird er nicht blind und nicht taubstumm sein. Wenn er aber diese geringe Mühe scheut, dann interessiert er sich eben nicht für das Weib, und dann wird dem Weibe wiederum nichts daran liegen, die Neigung dieses Mannes sich zu erringen. Aber Sie wollten mir doch die Erklärung dafür geben, weshalb Sie heute diesen eigentümlichen Streit hervorriefen."

„Ich hatte einen bestimmten praktischen Zweck," sagte Ilgner. „Sehen Sie, dieser unglückliche Referendar hat mir gestanden, daß er eine Dame liebt, und zwar eine junge Dame aus unserer Gesellschaft. Es handelt sich um Fräulein Marie Ziegler, die mit ihrer Mutter zu unserer Tischgesellschaft gehört. Ich habe zufälligerweise den unglücklichen Referendar in einer ganz verzweifelten Stimmung getroffen, und da er, während er bei mir arbeitete, viel Vertrauen zu mir gefaßt hat, war es leicht für mich, ihn zu einem Geständnis zu bewegen. Der arme Junge tut mir leid, und ich wollte ein wenig Stimmung bei Fräulein Ziegler für den Unglücklichen machen."

„Also mit Kuppelei beschäftigen Sie sich auch," sagte Frau Burghard lächelnd, „ich dachte, das Zusammenbringen von Männlein und Weiblein sei eine Spezialität der Frauen. Was glauben Sie nun mit Ihrer heutigen Anregung erreicht zu haben?"

„Das kann ich nicht wissen, gnädige Frau," meinte Ilgner trübselig, „schließlich habe ich wenigstens meine Pflicht getan. Aber es kam mir so vor, als wäre Fräulein Marie Ziegler, als ich von dem unglücklichen Referendar sprach, sehr rot geworden, und vielleicht wird sie sich doch entschließen —"

„Ihm auf der Strandpromenade um den Hals zu

fallen und zu rufen: Ich liebe dich! — Nein, Herr Regierungsrat, das wird sie nicht tun. — Nun entschuldigen Sie mich aber, ich will auf mein Zimmer, um einige dringende Briefe zu schreiben."

Ilgner blieb allein auf der Veranda zurück und sah verstimmt in die verregnete Landschaft hinaus. Aber es war nicht das Wetter, das ihn so trübe stimmte. Nein — nein!

Er hatte in Wirklichkeit die Debatte über die Liebeserklärung der Frauen herbeigeführt, weil er glaubte, dadurch eine gewisse junge Witwe beeinflussen zu können, die ein fünfzigjähriger Regierungsrat liebte, der aber zugleich fürchtete, die junge Witwe könne seinen Heiratsantrag abweisen, weil ihr der Freier zu alt sei.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Tage waren verflossen. Die Tischgesellschaft saß nach dem Essen wieder auf der Hotelveranda.

Wie immer um diese Zeit hinkte der Referendar Brandt vorüber. Er kam vom Mittagessen, das er in einem benachbarten Hotel einnahm. Heute bog er von seinem Wege direkt nach der Veranda ab, und mit glutrotem Gesicht zog er den Hut, um die Gesellschaft zu begrüßen. Fräulein Marie Ziegler errötete noch mehr als der Referendar.

Regierungsrat Ilgner aber warf dem Referendar einen eigentümlichen Blick des Einverständnisses zu und wendete sich an die Gesellschaft mit den Worten: „Gestatten Sie, daß ich einen Kollegen, Herrn Referendar Brandt, vorstelle, der sich jedenfalls freuen wird, die Damen kennen zu lernen."

Die Damen schienen sämtlich sehr erfreut, die neue Bekanntschaft zu machen, besonders die beiden Mütter, die sich auf der Jagd nach Schwiegersöhnen befanden. Brandt aber schob sich mit wirklich taktischem Genie

zwischen Fräulein Marie Ziegler und ihre Mutter, und merkwürdigerweise bemächtigte sich der schüchterne junge Mann sofort der Unterhaltung. Er sah heute allerdings anders aus als sonst; seine Augen leuchteten, und er schien von irgend einem gewaltigen Gefühl beherrscht zu sein.

Als man später den üblichen Spaziergang antrat, sagte die junge Witwe zu Ilgner: „Wollen wir uns nicht über den Strom setzen lassen und drüben im Walde einen Spaziergang machen?"

„Mir sehr angenehm," antwortete der Regierungsrat.

Der Fährmann brachte die beiden Badegäste über den schmalen Arm der Warnow, welcher gleichzeitig die Einfahrt vom Meer her für Warnemünde und Rostock bildet.

Trotz der Sonnenhitze schritten die beiden Spaziergänger tapfer über die Wiesen auf dem rechten Ufer der Warnow, bis sie den kühlen Wald erreichten. Dort gab es eine Bank, einsam und weltabgeschieden, von der aus man einen weiten Blick auf die Ostsee hat, weil die Bank auf einer kleinen Anhöhe steht, die ganz mit Buschwerk bewachsen ist.

Unterwegs hatte man über gleichgültige Dinge gesprochen. Plötzlich fragte Frau Burghard: „Ihr Schützling, der Referendar, ist jetzt mit seiner Dame einig?"

„Ja," entgegnete der Regierungsrat, „er hat es mir heute morgen erzählt."

„Nun, und wie hat sich die Sache vollzogen? Sie haben ihn gewiß nach den näheren Umständen gefragt, denn Sie haben ja das Verdienst, die Sache in Fluß gebracht zu haben."

„Ich bin geschlagen," antwortete Ilgner, „und sowohl die Frau Hofrat wie Sie selbst behalten recht.

Es ist wirklich nicht nötig, daß eine Frau einem Manne das Geständnis ihrer Liebe macht. Der überselige Referendar hat mir gesagt, die Sache habe sich ganz und gar ohne Worte vollzogen. Ich wollte ihm das zuerst gar nicht glauben, aber er erzählte mir, er sei mit der Dame spazieren gegangen, gestern abend, am Strande entlang, als es schon dunkelte, nur im Westen war noch etwas Abendröte. Da wären sie beide plötzlich schweigsam geworden, und als sie schließlich stehen blieben und nach dem immer dunkler werdenden westlichen Himmel hinübersahen, habe er in dem Auge der jungen Dame eine Träne bemerkt. Das habe ihn ganz und gar aus der Fassung gebracht, es sei in ihm auf einmal etwas lebendig geworden, was er nie gekannt, nämlich Wagemut und Sicherheit. Wie mit einem Schlage sei all seine Schüchternheit verschwunden gewesen. Er habe unter dem Einfluß irgend einer geheimnisvollen Macht gestanden, habe leise den Vornamen der jungen Dame gerufen — und dann wisse er nicht mehr, was geschehen sei. Aber sie hätten sich plötzlich in den Armen gelegen und hätten sich geherzt und geküßt und gelacht und geweint. Darauf wären sie still und langsam zurückgewandelt und hätten nur noch verabredet, daß der Referendar das Eintreffen seines zukünftigen Schwiegervaters, das in wenigen Tagen erfolgen solle, abwarte, um dann in aller Form um die Hand der jungen Dame anzuhalten."

Der Regierungsrat, der bisher auf das Meer hinausgesehen hatte, blickte jetzt seine Nachbarin zur Rechten an. Ein Lächeln lag auf dem Gesicht der jungen Witwe. Es war ein Lächeln des Triumphes, und doch hatte es so gar nichts Verletzendes an sich. Es lag kein Stolz darin und keine Ironie.

Frau Burghard schien auch den Vorteil, den sie

errungen hatte, gar nicht ausbeuten zu wollen, denn sie sagte einfach und ruhig: „Trotzdem bleibt es Ihr Verdienst, Herr Regierungsrat, die beiden jungen Leute zusammengebracht zu haben. Die junge Dame wäre vielleicht nicht so entgegenkommend gewesen, wenn Sie nicht mit so warmen Worten die traurige Lage, in der er sich ihr gegenüber befand, geschildert hätten. Das ist Ihr unbestreitbares Verdienst, und Sie werden dafür schon belohnt werden."

„Von wem?" fragte Regierungsrat Ilgner und sah seine Nachbarin an.

Frau Burghard errötete und sah zu Boden.

Dann entstand eine eigentümliche Pause.

Plötzlich tat der Regierungsrat einen so tiefen Seufzer, daß zwei harmlose Sperlinge, die sich in der Nähe der Bank niedergelassen hatten, erschreckt davonflatterten.

Dann sagte er in einem Tone, der aus tiefster Seele kam: „Wer doch noch den Wagemut hätte, den Wagemut der Jugend!"

Der Mann mit dem sorgenvollen Gesicht hörte neben sich einen eigentümlichen Laut, halb ein Lachen und halb ein Schluchzen, und als er sich nach seiner Nachbarin umsah, blickte er in ein Paar Augen voll überirdischen Glanzes. Solche Augen hatte er noch nie in seinem Leben gesehen, solche Augen hatten ihn noch nie angeblickt. Mit einem Schlage wich von der Seele des alternden Mannes alle Schüchternheit und Unsicherheit, und plötzlich rief er laut den Vornamen der Frau, die an seiner Seite saß. Er hörte selbst, wie seine Stimme zitterte, als er den Namen „Emma" aussprach. Dann schmiegte sich verschämt, leise und doch verständlich, ein Frauenkopf an seine Schulter.

Nun rief der Regierungsrat den Namen „Emma"

noch einmal, aber mit solcher Stentorstimme, als wünsche er drüben an der dänischen Küste verstanden zu werden.

— — — — — — — — — — — —

Drei Tage später gab es am Abend auf der Hotelveranda in Warnemünde ein großes Fest. Man feierte die öffentliche Verlobung des Referendars Brandt mit Fräulein Marie Ziegler. Nachdem der am Morgen zu kurzem Besuch eingetroffene Vater der jungen Dame die Verlobung verkündet hatte, erhob sich der Referendar, um seinem Gönner und Helfer, dem Regierungsrat Ilgner, in herzlichen Worten zu danken.

Mit jugendlicher Elastizität erhob sich dann Regierungsrat Ilgner. „Ich habe es stets für die schönste Pflicht jedes Menschen gehalten," begann er, „sein Unrecht einzusehen und es öffentlich zu gestehen, wenn er besserer Meinung geworden ist. Als ich in der Absicht, nicht nur dem jungen Kollegen Brandt, sondern auch einem alten Egoisten etwas zu helfen, die törichte Behauptung aufstellte, gerade weil die Frauen jetzt selbständig seien, hätten sie die Pflicht, einem Manne auch selbst ihre Liebe zu erklären, kannte ich in Wirklichkeit den Frauencharakter nicht, obgleich ich das annahm. Inzwischen bin ich eines Besseren belehrt worden. Als sich die Herzen meines jungen Kollegen und seiner Braut fanden, sind Worte überhaupt nicht gesprochen worden, nur der Name der jungen Dame wurde in zärtlichem Tone gerufen. Ich habe eingesehen, daß es nichts Köstlicheres gibt als dieses Schweigen. Ich fühle mich verpflichtet, zu erklären, daß ich es selbst als eine Brutalität empfinden würde, wollte in solch feierlich-seliger Stunde die Frau mit dem Geständnis ihrer Liebe herauskommen. Worte sind überflüssig, wie gesagt, nur der Name braucht ausgesprochen zu werden. Das ist ein erprobtes Rezept. Ich habe das-

selbe auch angewandt und ergreife die günstige Gelegenheit, um Ihnen den Erfolg dieser Rezeptanwendung mitzuteilen, indem ich erkläre, daß ich mit Frau Burghard seit drei Tagen heimlich und von diesem Augenblick an öffentlich verlobt bin. Sie aber, Frau Hofrat, werden mir hoffentlich jetzt endgültig meine Ketzerei verzeihen."

Mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln stand die Frau Hofrat auf, klopfte an ihr Glas und sprach: „Es ist im Himmel mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, denn über neunundneunzig Gerechte. Wenn aber ein Junggeselle, der schon für verloren galt, sich unter so liebenswürdigen und romantischen Verhältnissen entschließt, sein Glück einer Frau anzuvertrauen, so ist das Buße genug, und wir wollen nur hoffen, daß Frau Burghard ihrem zukünftigen Gatten nicht noch weitere Buße auferlegen wird."

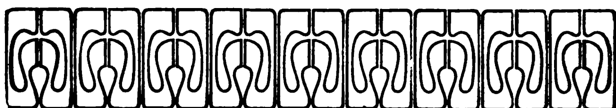
Eine Spitze mußte die Frau Hofrat eben immer anbringen.

Doch Frau Burghard lächelte, und ärgerlich waren nur die beiden auf der Schwiegersohnjagd befindlichen Mütter mit den heiratsfähigen Töchtern.

Es bleibt also vorläufig alles beim alten, liebe Leserin, und die Zeit wird niemals kommen, wo die Frau so „selbständig" ist, daß sie sich entschließt, dem Manne ihre Liebe zu erklären. Niemals wird das geschehen — das heißt natürlich, Ausnahmen abgerechnet, die immer eintreten können.

Nicht wahr, liebe Leserin?





Spezialisten der Tierheilkunde.

Bilder aus dem zoologischen Garten.

Von Prof. E. Koller.

Mit 9 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Schon im grauen Altertum gab man sich mit der Heilung kranker Tiere ab, jedoch erhielt die Tierheilkunde erst im 16. Jahrhundert eine wissenschaftliche Grundlage, auf welcher sie sich seither beständig weiter entwickelt hat. Unter den verschiedenen Zweigen dieser Wissenschaft hat in neuerer Zeit namentlich die Tierchirurgie bedeutende Fortschritte gemacht, und sie ist nunmehr in Verbindung mit den Errungenschaften der modernen Technik, die ihr die erforderlichen Einrichtungen bietet, in den Stand gesetzt, selbst schwierige und gefährliche Operationen verhältnismäßig leicht und rasch vorzunehmen.

Natürlich kommen hierbei in erster Linie Haustiere, Pferde, Hunde, Vieh, Geflügel und dergleichen in Betracht; doch kann ausnahmsweise, zum Beispiel in Städten, die einen zoologischen Garten besitzen, oder in denen sich eine Menagerie aufhält, auch der Fall eintreten, daß andere, ja sogar wilde Tiere ärztlich behandelt beziehungsweise operiert werden müssen.



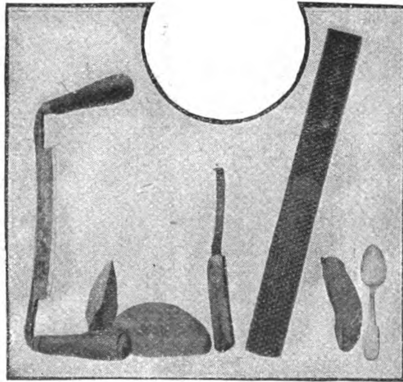
Der Fußarzt des Elefanten glättet dessen Hufe mit Sandpapier.

Unter den nicht einheimischen größeren Tieren kommt wohl der Elefant bei uns am häufigsten vor; infolgedessen gehören Elefantenkuren in Europa keineswegs zu den Seltenheiten. Das folgende, von Brehm angeführte Beispiel möge einen Begriff von einer solchen geben. Einem Elefanten, welcher an einer Verdauungsstörung litt, wurden im Laufe von zehn Tagen vier Pfund Aloe, ein Pfund Kalomel (Quecksilberchlorür), fünf Pfund Rizinusöl, zwölf Pfund Butter und fünf Pfund Leinöl eingegeben, worauf endlich die erwünschte Besserung eintrat.

In den Ländern, in welchen diese Tiere einheimisch sind und wo sie als wertvolle Last- und Zugtiere verwendet werden, gibt es seit uralten Zeiten besondere Elefantenärzte, die namentlich bei den häufig vorkommenden Entzündungen der Haut, der Füße und der Augen, sowie bei den verschiedenen Seuchen ihre Heilkunst erproben können. Noch häufiger haben die in enger Gefangenschaft lebenden Elefanten infolge ungenügender Bewegung unter mancherlei Krankheiten zu leiden, deren Heilung nur selten gelingt; dagegen sind die an diesen Riesentieren vorgenommenen wundärztlichen Operationen schon wiederholt erfolgreich gewesen. So wurde zum Beispiel neulich an dem großen Elefanten „Big Tom“ im Zentralpark in New York durch dessen Wärter, also nicht durch einen Berufsarzt, eine Fußoperation ausgeführt, welche nachstehend auf Grund der Angaben eines Augenzeugen beschrieben werden soll.

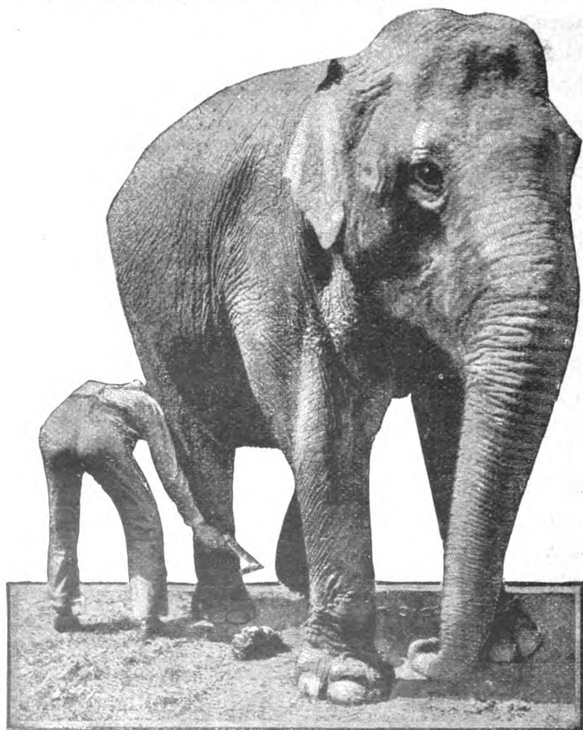
Der sonst so gutmütige und folgsame Big Tom, der Liebling der Kinder, wurde eines Tages plötzlich bösartig, weshalb er eingesperrt werden mußte. Da er gleichzeitig zu hinken anfing, so untersuchte der Wärter seine Füße und fand, daß die die Zehenspitzen umhüllenden nagelartigen Hufe außergewöhnlich lang ge-

wachsen waren. Im Zustande der Freiheit hätte sich der Elefant beim Durchstreifen der heimatlichen Wälder die Fußnägel von selbst abgeschliffen; in der Gefangenschaft aber konnte er sich dieses natürlichen Mittels nicht bedienen, und so mußte man zu künstlichen greifen. Zu diesem Zwecke ließ der Wärter vorerst besondere zweckentsprechende Werkzeuge herstellen, nämlich eine Säge, einen Meißel, ein scharfes Messer, eine rauhe Raspel, Sandpapier und eine feine Polierfeile. Vor der Operation wurde der Elefant an den Füßen gefesselt, im übrigen aber freigelassen, so daß er den Rüssel nach Belieben bewegen konnte, was unter Umständen für den Nagelschneider hätte gefährlich werden können. Zuerst wurden die zu langen Nägel abgesägt oder, wo dieses nicht möglich war, mit Hilfe des Meißels oder Stemmeisens gekürzt. Dabei zeigte sich Big Tom etwas unruhig, er schien aber bald zu begreifen, daß das, was vor sich ging, zu seinem Besten geschah. Mit der groben Raspel gab der Wärter alsdann den Nägeln die passende Form, was keine leichte Aufgabe war, da die Hufsubstanz außerordentlich hart und die Gefahr der Verletzung des entzündeten Zehenfleisches naheliegend war. Zum Schlusse wurden die so geschnittenen Nägel mit Sandpapier und der Polierfeile geglättet. Nach be-


Werkzeuge des Nagelschneiders.

endigter Operation konnte der Elefant wieder gehen, ohne zu hinken, und alsbald kehrte auch seine gute Laune zurück.

Wie gefährlich die Behandlung kranker Elefanten



Das Absägen der Nägel.

sein kann, zeigt ein im vergangenen Sommer im Zoologischen Garten in Dublin vorgekommener Unglücksfall. Der Wärter hatte dem schon seit zwanzig Jahren dort lebenden Elefanten Rama befohlen, niederzuknieen, um ihm den kranken Fuß zu verbinden. Als er sich zu

diesem Zwecke bückte, wurde er durch einen furchtbaren Rüsselschlag niedergeworfen, und ehe er sich wieder erheben konnte, zerquetschte ihm sein Pflegling den Kopf mit einem wuchtigen Fußtritt. Am Tage vorher hatte man den schon sechzigjährigen Elefanten durch einen vergifteten Apfel töten wollen; da er aber dessen An-



Das Abteilen der Nägel.

nahme verweigerte, so konnte diese Absicht nicht sofort ausgeführt werden.

Ungefähr zu derselben Zeit litt auch der Elefant Omar im Zoologischen Garten in Berlin an einem geschwollenen Bein, und zwar so heftig, daß er schließlich nicht mehr stehen konnte. Da eine Besserung oder Heilung nicht mehr zu erwarten war, beschloß man, ihn von seinen Schmerzen zu erlösen, was einfach und rasch dadurch geschah, daß ihm mittels eines starken Drahtseils und Flaschenzugs der Hals zugeschnürt wurde.

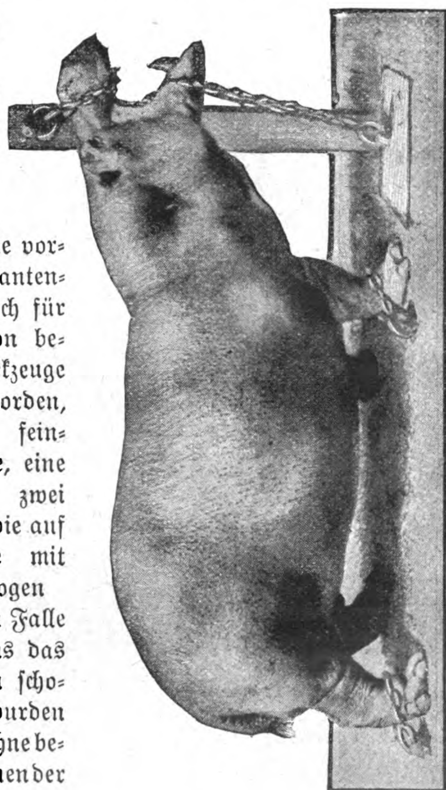
Eine eigenartige Operation wurde kürzlich an einem Zirkusnilpferd vorgenommen, dessen Zähne so außergewöhnlich lang gewachsen waren, daß es kaum noch fressen konnte. Das Gebiß eines Nilpferds besteht aus 28 Backenzähnen, 8 Schneide- und 4 Eckzähnen. Die oberen Schneidezähne stehen weit auseinander und beinahe senkrecht, während die unteren wagrecht gestellt sind und zum Stoßen dienen. Die gewaltigen Eckzähne des Unterkiefers, furchtbare Hauer, die bis zu sechs Kilogramm an Gewicht erreichen können, sind dreikantig und einwärts gebogen, die des Oberkiefers dagegen sind kürzer und schwächer und nicht so stark gekrümmt. Da die Schneide- und Eckzähne zum Entwurzeln der mit Sand bedeckten Wasserpflanzen dienen, welche die Hauptnahrung des Nilpferds bilden, so unterliegen sie einer raschen Abnutzung; in der Gefangenschaft aber geht diese viel langsamer vor sich, weshalb die Zähne bisweilen zu lang werden. Dieser Fall war bei dem vorerwähnten Nilpferd eingetreten, welches von seinem Besitzer den bei einem so plumpen, beinahe vierzig Zentner schweren Geschöpf auffälligen Namen „Baby" erhalten hatte, weil es folgsam war wie ein kleines Kind.



Die Hauer des Nilpferds vor der Operation.

Zur Vornahme der Operation wurde das Nilpferd in die Zirkusarena zu einem festgerammten Pfahl geführt und an den Füßen gefesselt. Das über diese

Behandlung erzürnte Tier beschwichtigte ein dargebotener Brotlaib, und als es voll Verlangen nach weiteren Leckerbissen seinen Rachen weit öffnete, ketteten bereitstehende Wärter ihm den Ober- und Unterkiefer so fest, daß es ihn nicht mehr schließen konnte.


Die Fesselung des Nilpferds vor der Zahnoperation.

Wie für die vorerwähnte Elefantenkur waren auch für diese Operation besondere Werkzeuge hergerichtet worden, nämlich eine feingezahnte Säge, eine Raspel und zwei feine Feilen, die auf der Rückseite mit Leder überzogen waren, um im Falle des Ausgleitens das Zahnfleisch zu schonen. Zuerst wurden die Schneidezähne bearbeitet, an denen der Wärter herumfeilte wie an einem Stück Holz in einem Schraubstock. Das Nilpferd fing an zu gurgeln und zu sprudeln; schwere Tränen rollten ihm aus den Augen, und bald wurde es so unruhig, daß das Abfeilen unterbrochen werden

mußte. Nach einer Ruhepause wurde die Arbeit wieder aufgenommen und mit weiteren kurzen Unterbrechungen fortgesetzt, bis nach einer Viertelstunde die beiden unteren Schneidezähne je um etwa vier Zentimeter gekürzt waren. Unterdessen schien das aufgeregte und geängstigte Tier

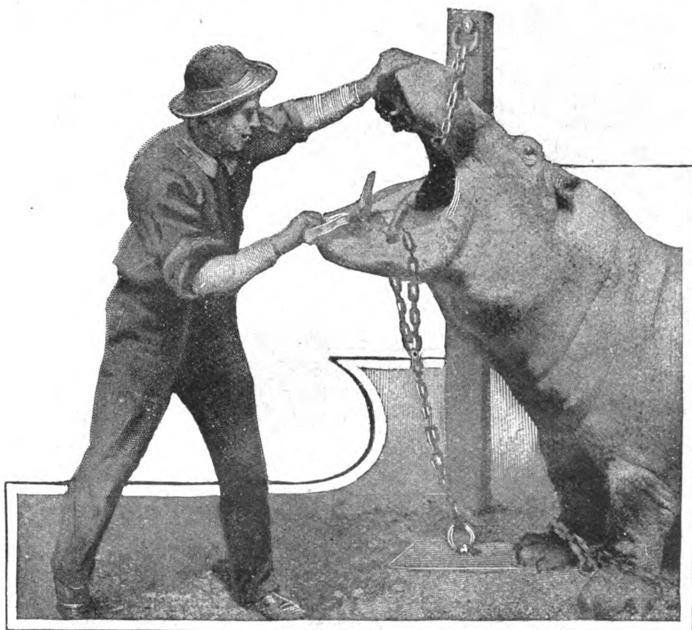


Das Abfeilen der Schneidezähne.

ganz in Blut gebadet zu sein, denn der Schweiß des Nilpferds hat eine rötliche Färbung, und auch der Boden unter ihm wurde durch die herunterfallenden Schweißtropfen blutigrot gefärbt. Nun kam die Reihe an die Eckzähne, die einfach abgesägt, gefeilt und poliert wurden.

Mit großer Spannung erwarteten alsdann die Anwesenden die Loskettung des gefährlichen Ungetüms. Nachdem alle bis auf den Wärter sich in Sicherheit gebracht hatten, schlug dieser die Kieferfesseln los und flüchtete

sich darauf schleunigst. Das an den Füßen immer noch angekettete Tier schien seine Wut an dem Wärter auslassen zu wollen, dem es zornsprühende Blicke zuwarf; nachdem es aber einige Male seinen Rachen geöffnet



Das Absägen der Spitzen der Eckzähne.

und geschlossen und dabei wahrscheinlich eine Erleichterung empfunden hatte, wurde es ruhiger; und als ihm vollends der Wärter einen Kübel voll Lieblingsfutter vorsetzte und die letzten Ketten löste, gab es seiner Zufriedenheit durch ein lautes Grunzen unzweideutigen Ausdruck und ließ sich willig in seinen Stall führen, wo es sich alsbald zur wohlverdienten Ruhe hinlegte.

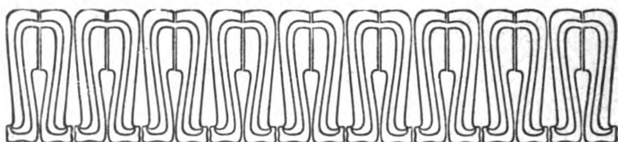
Wie gefährlich übrigens der Umgang mit solchen Tieren ist, zeigte sich erst ganz kürzlich wieder im Jardin des Plantes in Paris, wo das Nilpferd plötzlich auf seinen Wärter lossprang, ihm ein Stück vom rechten Schenkel wegriß und dann mit den Hauern den Leib aufschlitzte, so daß er alsbald an den Verletzungen starb. Eine vorher wohl noch nicht ausgeführte Operation wurde neulich an einem Elefanten vorgenommen, welchem infolge eines Sturzes aus einem Eisenbahnwagen ein großes Stück Haut von der Schulter weggerissen worden war. Es trat eine Entzündung ein, und da alle angewandten Heilmittel wirkungslos waren, so war man schon auf den Tod des wertvollen Tieres gefaßt, der vielleicht auch den



Heilung der Verletzung eines Elefanten durch Hautüberpflanzung.

seines Jungen zur Folge gehabt hätte. Als letztes Mittel versuchte man die Überpflanzung der Haut eines gesunden Tieres auf die wunde Stelle. Nachdem die auf dem Boden liegende Elefantenmutter gefesselt worden war, wurden nacheinander verschiedene aus der Schenkelhaut ihres Jungen geschnittene Stückchen auf die Wunde gelegt. Diese wuchsen in der Tat allmählich an, und nach und nach überzog sich die ganze Wundfläche mit frischer Haut. So wurde der Elefant gerettet durch einen gelungenen Versuch der neueren Tierchirurgie.





Im österreichischen Nizza.

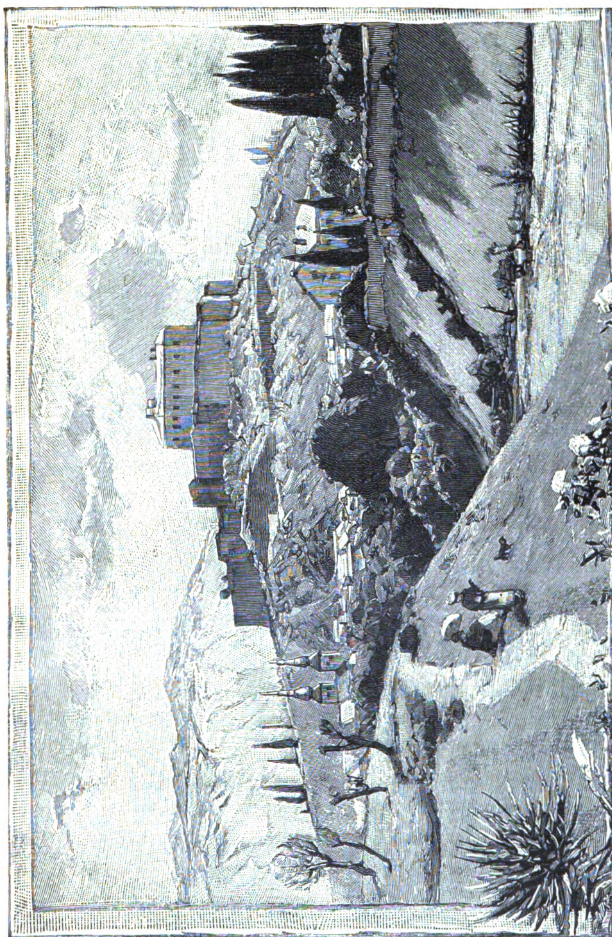
Landschaftsbilder aus dem Küstenland.

Von Th. Seelmann.

Mit 8 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Noch vor kurzer Zeit war auch weit gereisten Touristen das österreichische Küstenland so gut wie unbekannt. Erst das Aufkommen von Abbazia hat die Aufmerksamkeit reiselustiger und erholungsbedürftiger Kreise auf jenen paradiesischen Küstenstrich hingelenkt.

Nur eine Ausnahme gab es bis dahin, Görz, die Hauptstadt des Kronlandes Görz und Gradiska. Görz erfreute sich schon immer des Beifalls von Kennern, und wenn auch ihre Anzahl verhältnismäßig gering war, so stimmten sie doch um so begeisterter in das Lob der Gartenstadt ein. Diesen Namen verdient sie in der Tat. Denn alle ihre netten Villen sind eingerahmt von immergrünen Gärten. Aber das ist nicht der einzige Vorzug, den Görz besitzt. Vielmehr bietet seine Lage zwischen der Kette der Julischen Alpen und dem Adriatischen Meer, die Nähe Istriens und des grauen Karsts ein so abwechslungsreiches Bild landschaftlicher Reize, daß auch der in seinen Ansprüchen verwöhnte Naturfreund immer wieder hingerissen und bezaubert wird.

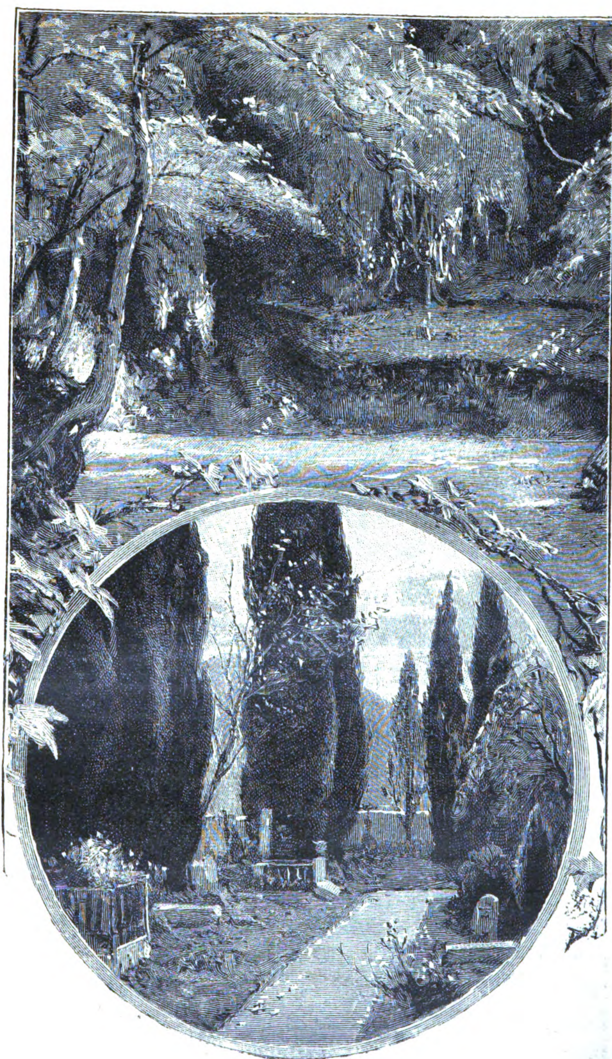


Ansicht von Görz.

Die Schar der Fremden, die Görz besuchen, ist denn auch stetig im Wachsen begriffen, und nicht nur in der eigentlichen Reisezeit, sondern auch im Winter finden

sich dort wegen des milden Klimas Angehörige aus aller Herren Ländern zusammen.

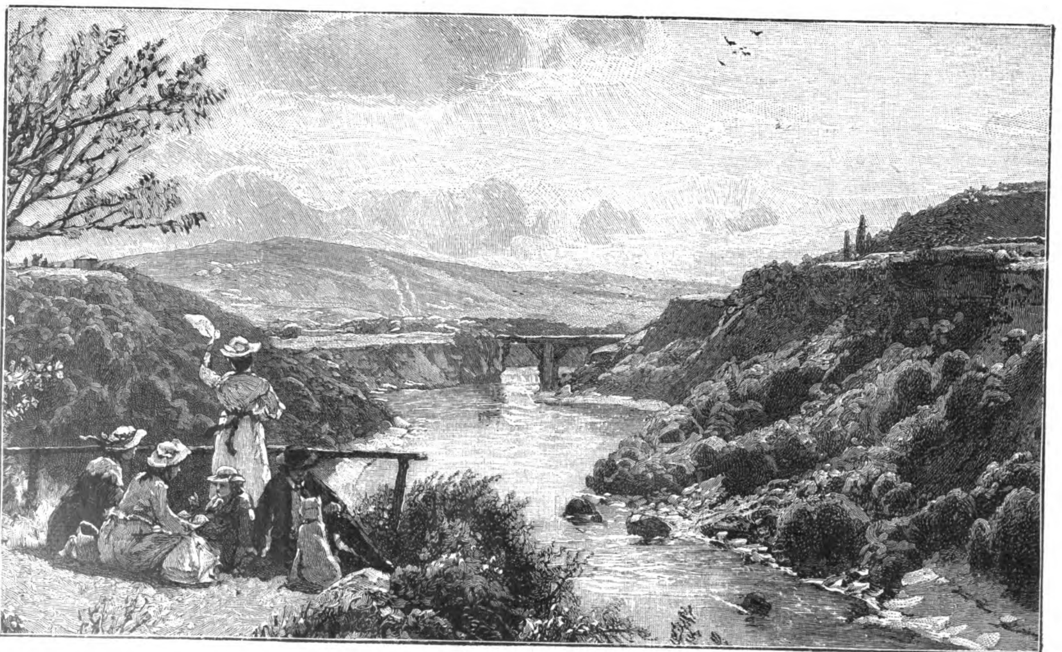
Görz ist eine Stadt von etwa 26,000 Einwohnern, die sich am linken Ufer des opalblauen Isonzo hinzieht. Die Bevölkerung besteht überwiegend aus Italienern, unter die sich mehrere tausend Slowenen mischen, während die Deutschen nur einen geringen Bruchteil bilden. Über der Stadt erhebt sich an einem gegen 70 Meter hohen Hügel das als Kaserne benutzte ehemalige Schloß der Grafen von Görz. Es ist ein altgeschichtlicher Boden, auf dem die Stadt steht. Der Sage nach sollen schon die Argonauten, jene griechischen Helden, die das Goldene Vlies aus Kolchis holen wollten, auf ihren späteren Irrfahrten an diesem Gestade gelandet sein. In römischer Zeit blühte hier, nur drei Meilen von Görz entfernt, das mächtige Aquileja, das mehr noch als durch seinen Handel durch seine militärische Bedeutung für das römische Reich wichtig wurde. Von hier aus gingen die Straßen nach den römischen Provinzen Rätien, Noricum, Pannonien, Istrien und Dalmatien. Daher galt es für den Schlüssel Italiens von der Nordostseite her. Als Hauptstadt der Provinz Venetia und Histria war Aquileja im 4. Jahrhundert n. Chr. die viertgrößte Stadt Italiens. Seine Größe behauptete es bis zum Jahre 452, wo es nach dreimonatlicher Belagerung von Attila erobert und zerstört wurde. Die Einwohner flohen auf die Laguneninseln nach dem Hafen Gradus in der Isonzomündung. Im 6. Jahrhundert gelangte Aquileja in kirchlicher Beziehung nochmals zu einer bedeutenden Macht, indem hier ein Patriarchat gegründet wurde, das mit Rom wetteiferte und dessen Bereich ganz Friaul und Istrien umfaßte. Nach dem Eindringen der Langobarden wurde das Patriarchat nach Gradus verlegt, und nun ging Aqui-



Im Giardino publico.

leja allmählich mehr und mehr zurück. Heute ist es ein verfallenes Städtchen von nicht mehr als 2000 Einwohnern.

Görz selbst ist noch verhältnismäßig jung. Im 11. Jahrhundert wurde die Landschaft, in der es liegt, zu einer besonderen Grafschaft erhoben, die der Familie der Eppensteiner verliehen wurde. Als sie ausgestorben war, trat eine Linie der Grafen von Pustertal an ihre Stelle. Die neuen Herren erbauten auf dem Hügel, der die jetzige Stadt beherrscht, eine Burg. Einen Hügel bezeichnet man in der slowenischen Mundart mit goritza. Goritza wurde daher wegen ihrer Lage auch die Burg benannt, und aus der Verdeutschung dieser Bezeichnung soll dann der Name Görz entstanden sein, den zuerst die Grafen annahmen, der aber auch später, als sich am Fuß des Hügels Hörige, Bauern und Handelsleute ansiedelten, auf die sich entwickelnde Ortschaft übertragen wurde. Die Grafen von Görz wurden bald zu Herren eines umfangreichen Ländergebietes. Sie dehnten ihre Besitzungen nach Kärnten, nach Tirol, bis ins Inntal und ins Etschtal aus, und schließlich erstreckte sich ihre Herrschaft vom Gestade des Adriatischen Meeres bis zu den Gipfeln der Hohen Tauern und von Treviso bis zu den Ötztaler Fernern. Sie konnten sich mit vollem Recht Herzöge der Alpen nennen, denn der größte Teil derselben unterlag ihrer Botmäßigkeit. Im Jahre 1500 starben die Grafen von Görz aus, und nun fiel das Land an Österreich. Die Grafen von Görz waren die Vorkämpfer des Deutschtums gewesen. Je mehr sie aber ihren Machtbesitz erweiterten und je mehr sie demzufolge italienische Bevölkerungsbestandteile in denselben aufnehmen mußten, desto mehr wurde das Deutschtum geschwächt, so daß, als das Geschlecht selbst erloschen war, der Strom italienischer



Am Isonzo

Einwanderer überhaupt nicht mehr zurückgedrängt werden konnte.

Von sehenswerten Gebäuden sind in Görz zu nennen die stattliche Domkirche aus dem 17. Jahrhundert mit einem reichen Sanktuarium, die ehemalige Jesuitenkirche, der Bischofshof und das Munizipalgebäude. Prächtig ist der Giardino publico oder Volksgarten mit seinen dunklen Zypressenstämmen und seiner kühlen, erfrischenden Grotte. Sowohl die nähere, als auch die entferntere Umgebung von Görz ist durch einen herrlichen Waldreichtum ausgezeichnet, wie man ihn im Süden so leicht nicht wiederfindet. Unmittelbar an der Stadt selbst zieht sich der Wald von Panovitz hin, wo Quellen im tiefen Schatten sprudeln, und Rehe durch das Gebüsch huschen. Im Hügellande breitet sich der Wald von Podsabotino aus, der sich aus einer bunten Fülle von Laubbäumen zusammensetzt. Im Oberholz herrschen die Traubeneiche und Stieleiche, die Feldrüster und Flatterrüster, die Kornelkirsche, die gemeine und die Blumenesche, der Spitz-, Berg- und Feldahorn, der Perückenbaum, die groß- und kleinblätterige Linde, der gemeine und der warzige Spindelbaum, während das Unterholz von der Schwarzföhre, der Winterlinde und dem Mehlbirnenbaum gebildet wird. Einen nordischen Charakter zeigt der Ternovaner Wald, der sich auf der Hochfläche der Alpenkette in einem Umfange von 9000 Hektar erstreckt und sorgfältig gepflegt wird.

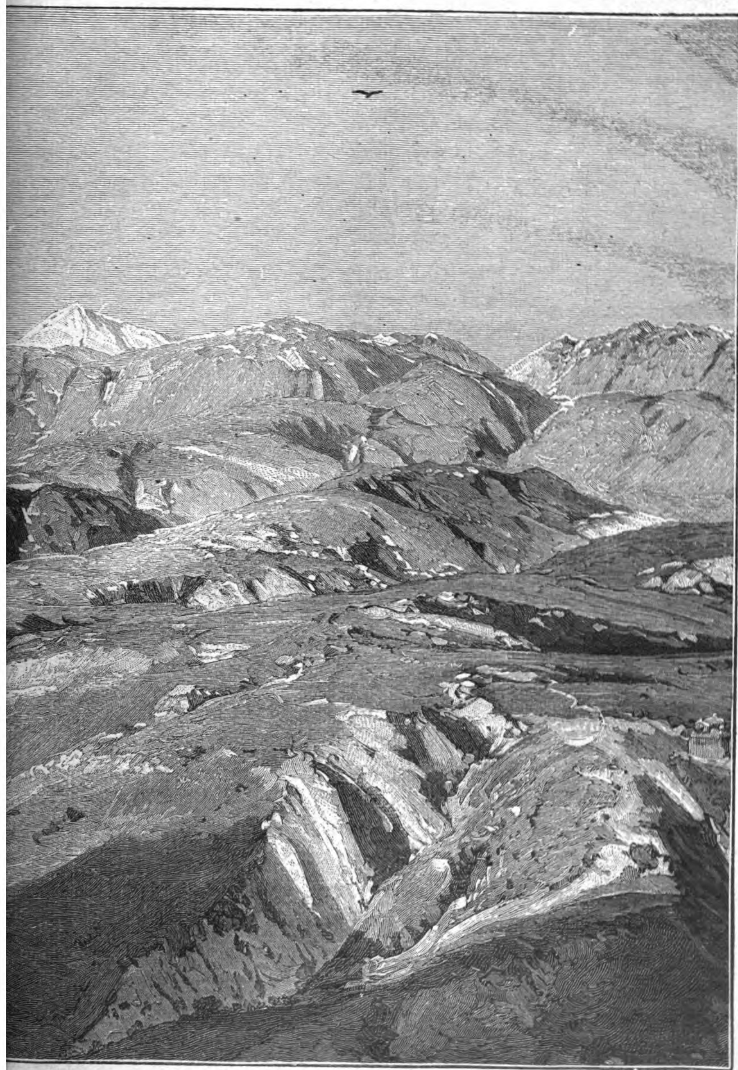
Aber halten wir jetzt Umschau über die wundervolle, nach jeder Himmelsrichtung hin interessante Landschaft, die sich um Görz ausbreitet. Besteigen wir zuerst einen jener Hügel, die die Julischen Alpen als Ausläufer in die Ebene hinaussenden. Aus enger Felsschlucht braust, wie durch eine Pforte, die die Alpenkette plötzlich gegen Süden zu öffnet, mit blauschimmernder

Flut der Isonzo, zuerst sich noch ein tiefes Bett grabend, dann aber auf der vorgelagerten Ebene in schnellem Lauf dem nahen Meere zueilend. Diese Ebene hat sich der Isonzo selbst geschaffen. Immer wieder trug er von den Alpenhöhen Geröll und Sand herab, ließ sie niedersinken, breitete sie auseinander und baute so allmählich den sanften Übergang vom Hochgebirge zum Meere auf. In vielfachen Verästelungen ergießt er sich in die Adria. Aus der Ferne ist die Grenze zwischen Land und Meer fast verwischt, und das bläuliche Gestade taucht unmerklich in die blauen Salzfluten unter. Eine Schnur von Eilanden begleitet in langer Linie den Meeresstrand von der Laguneninsel von Grado an bis zu jenem Endgliede, auf dem das stolze Venedig gegründet wurde. Im Südosten ragt auf steiler Klippe das Kastell Duino, weiterhin am Gestade zeigt sich Miramare, das Schloß des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko, und im Hintergrunde grüßt, in Wolken und Schnee gehüllt, die Bergwelt Istriens mit ihrer höchsten Spitze, der hohen Utschka. Weiße Segel blähen sich auf dem Meere, und am Horizont wirbeln Rauchwolken auf von den Panzerkolossen der österreichischen Kriegsmarine.

Aber wir wollen selbst dem Meere nahe sein und wenden uns deshalb nach dem schon aus der Ferne erblickten Kastell Duino, das, unnahbar von der Seeseite, eine Felsenwarte im wahrsten Sinne des Wortes ist. Schon die Römer erbauten auf diesem Felskegel einen Wartturm, um von ihm aus das Meer zu überwachen, und in allen folgenden Jahrhunderten wurden ihm neue Bauwerke hinzugefügt. Seine ereignisvolle Geschichte erkennt man aus den Steinmetzarbeiten, mit denen die Säulengänge des Hofes geziert sind. Römische Inschriften und Gedenktafeln, die man aus-



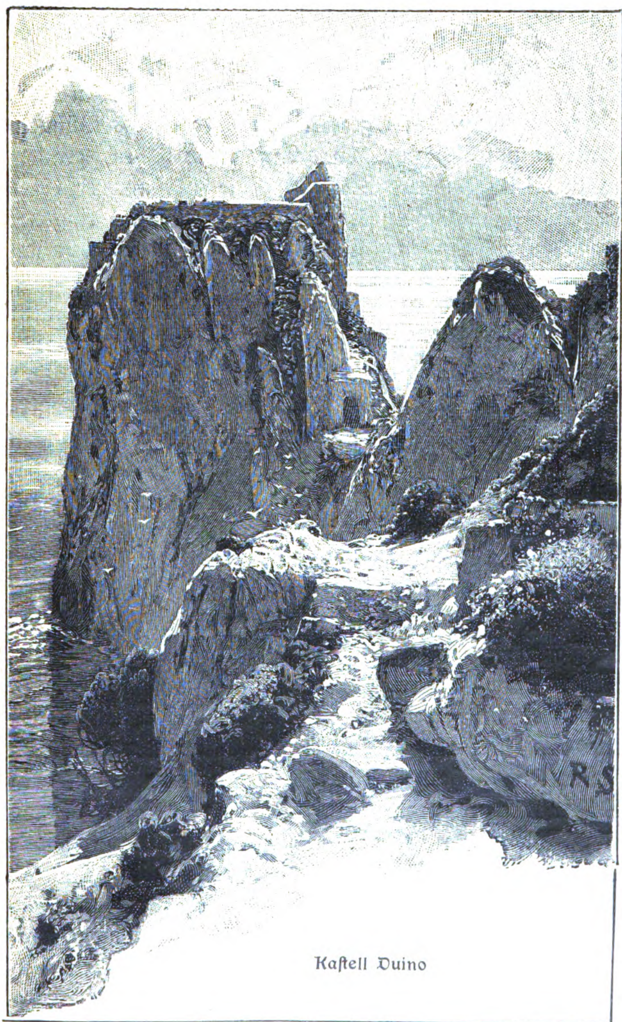
Blick vom Monte Santo



auf die Julischen Alpen.

gegraben hat, wechseln mit den Wappen der ehemaligen Besitzer, der Herren von Duino, der Walsee, Hofer und Torriani, ab. Die Letzte aus dem Geschlechte der Torriani ward die Gemahlin eines Hohenlohe. Auf einer stumpfen Säule des Hofes, um die sich Blattwerk und Blumen winden, steht das Wappentier der Hohenlohe, der Phönix, mit der Inschrift: „Ex flammis orior — Aus den Flammen entstehe ich.“ Wenn die Felsenwarte erzählen könnte, was sie geschaut und erlebt hat! Hier hat ein Hohenstaufe einen Minnesänger mit dem Lorbeer gekrönt, hierher soll der Sage nach der berühmteste Dichter Italiens, Dante, der Schöpfer der „Göttlichen Komödie“, geflüchtet sein, als er aus seiner Vaterstadt Florenz vertrieben wurde. Eine Klippe nennt man noch heute den Dantefelsen. Wenn man sich den träumerischen Dichter vorstellt, wie er in einer Mondnacht auf jener Klippe sitzt und auf das dunkle Meer hinausblickt, auf dem hie und da eine Lichtinsel schwimmt, wie er den Kopf in die Hand stützt und über die Geheimnisse seiner übersinnlichen Welten nachgrübelt, so läßt sich in der Tat kaum ein anderer Platz denken, der geeigneter wäre, dem Flüchtigen eine Stätte zum Sinnen und Dichten zu bieten. — Alle die Kreuzfahrerflotten, die zur Eroberung des Gelobten Landes aufbrachen, zogen an Duino vorbei. Denn hier, an der istrischen Küste, machten ihre Schiffe den ersten Halt. Oftmals sind in Duino die deutschen Kaiser mit ihren Helden und Sängern eingekehrt, wenn sie die Alpen überstiegen hatten und sich zu ihren Römerzügen anschickten.

Den erlesensten Genuß aber gewährt der Ausblick, der dem Besucher unmittelbar vor dem Schloßtor zu teil wird. Man durchschreitet eine auf beiden Seiten ummauerte Gasse und bemerkt nichts Besonderes um sich als einige römische Gedenksteine, aus den benach-

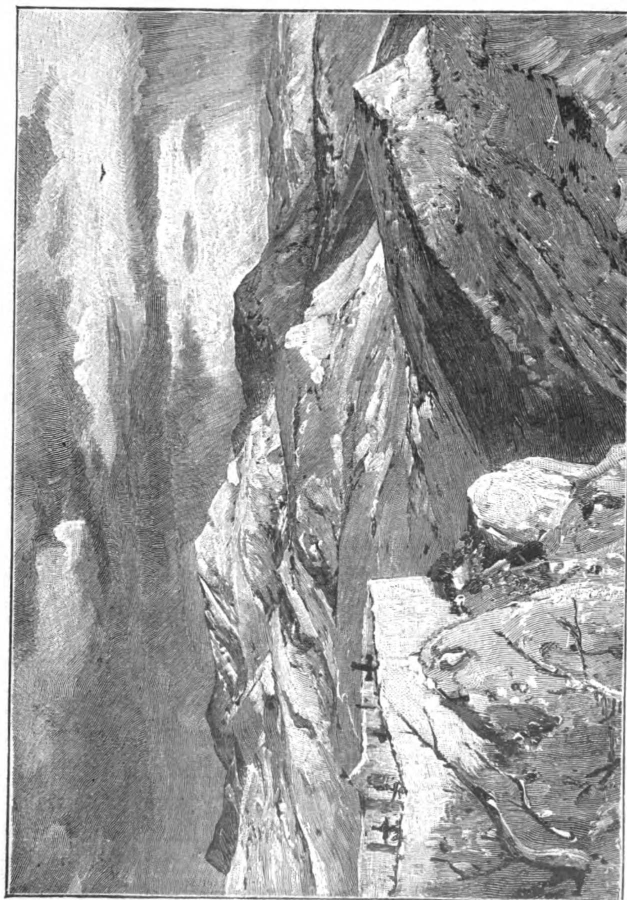


Kastell Duino

barten Höhlen gewonnene Stalaktiten, und in einiger Entfernung das große Einlaßtor mit Wappen und kunstvoll gearbeitetem, metallenem Klöppel. Plötzlich tut sich eine Öffnung in der Mauer auf. Man blickt durch sie hinaus und glaubt ein zauberisches Bühnengemälde vor sich zu sehen. Auf einer hohen, grauen, wildzerrissenen Klippe stehen die Trümmer eines anderen alten Schlosses, an dessen Felssockel ringsum die Wellen schlagen. Die Trümmer sind so dicht mit dem Felsgestein verwachsen, daß man vermuten könnte, sie wären nicht von Menschen, sondern von der Natur geschaffen. Zwischen dem Beschauer und dem Meere, aus dem die Felsklippe emporsteigt, dehnt sich ein weiter Ölwald aus. Auch sonst bietet Duino mancherlei Sehenswertes. Rüstungen, Sammlungen von ausgestopften Tieren und Tongefäßen, sowie Stalaktiten enthalten viele interessante Stücke. Besonders anziehend aber ist eine Decke in einem Saale des Erdgeschosses, die aus eingelegtem, glitzerndem Glimmer besteht. Wie das wundersam leuchtet und flimmert, wenn in der Mittagszeit von der Meeresoberfläche die Sonnenstrahlen heraufgeworfen werden, die sich an den Deckenkristallen tausendfältig brechen!

Kaum weniger dankbar ist die Rundschau, die sich auf dem Monte Santo, einer etwa 6 Kilometer von Görz entfernten Höhe, auf die eine bequeme Straße in Schlangenwindungen hinaufführt, dem Besucher eröffnet. Der Monte Santo erhebt sich gegen 600 Meter über die Stadt. Oben steht ein kleines Kirchlein, durch dessen geöffnete Tür die Flammen der Wachskerzen herausleuchten. Auch ein Friedhof mit einigen wenigen Kreuzen ist vorhanden. Aber auch an Wirtshäusern fehlt es nicht, die zu freundlicher Einkehr einladen. Eine breite Linde erhebt sich vor einem derselben. In ihrem

kühlen Schatten ist gut weilen, hinauszuschauen in die Weite und über die Geschicke des Landes nachzusinnen.



Blick auf den Karst vom Monte Santo

Das Gartenland, das Meer und die Schluchten des Hochgebirges, sie alle lassen sich hier in einem Blicke zusammen-

fassen. Am meisten aber fesseln das Auge von diesem Punkt aus nach Norden hin die vorgelagerten Hochflächen des Kreidekalkes, der Karst. Wüst und öde ist das Gestein, als laste ein Fluch auf ihm. Man kann sich versucht fühlen, zu glauben, daß man eine Landschaft aus der Gegend zwischen Jerusalem und dem Toten Meer vor sich hat, so verwittert, zerrissen und verbrannt sind die Halden. Leblosigkeit und Unfruchtbarkeit sind ihr Gepräge, und nur an vereinzelten Stellen vermögen einige kümmerliche Wacholderbüsche und Brombeersträucher sich zu ernähren.

Den Abschluß nach Norden hin gibt die majestätische Kette der Julischen Alpen. Ihre schneebedeckten Gipfel reihen sich aneinander, schroffe Steilwände ragen über tiefen Schluchten auf, und dazwischen blinken wieder grüne Matten. Am höchsten erhebt sein weißes Haupt der Triglav, als wäre er der König der Bergriesen. An seinem Fuße wohnen Slawen, in deren heidnischer Religion die höchste Gottheit einst den Namen Triglav, was sich mit Dreikopf übersetzen läßt, führte. Von diesem Gotte haben sie vielleicht die Bezeichnung auf den Berg übertragen, als sie in das Gebiet der Julischen Alpen eindrangen.

Indessen mag man in der Umgebung von Görz die Schritte hinlenken, wohin man will, mag man nach St. Florian hinaufwandern oder dem hochgelegenen Franziskanerkloster Castagnavizza, wo sich die Gräber Karls X. von Frankreich, seines Sohnes, des Herzogs von Angoulême und dessen Gemahlin, sowie des Grafen Heinrich von Chambord vorfinden, einen Besuch abstatten, überall begegnet man wunderbaren landschaftlichen Reizen. Schon die Pflanzenwelt entzückt durch ihre Üppigkeit den Naturfreund. Herrliche Rebengelände, kostbares Obst, Zitronenbäume mit ihren leuchtenden

Früchten ziehen sich die Abhänge hinauf, edle Kastanienbäume stehen auf den Höhen der Hügel, und in den



St. Florian.

Schluchten dehnen sich graugrüne Olivenwälder aus. Die Charakterpflanzen aber der Landschaft sind die Pinien,

die ihre Wipfel wie Schirme ausbreiten, und die Zypressen, die wie dunkle Säulen emporsteigen. Die Fruchtbarkeit des Bodens und des Klimas erkennt man klar an jener großen Gartengruppe, die die Flanken des Hügels, auf dem das Kloster Castagnavizza sich erhebt, bedeckt. Hier wachsen die Feigenbäume zu der Höhe und Entwicklung unserer Eichen heran, und an blühenden Rosen fehlt es in keinem Monat des Jahres.

Allerdings weicht das Äußere der Pflanzen, welche den Mittelmeerländern ausschließlich angehören, von dem der bei uns heimischen Gewächse in der Farbengebung etwas ab. Das Laub unserer Bäume ist mehr oder weniger lichtgrün, während an dem Blattwerk der südlichen Baumwelt ein dunkles Grün vorherrscht, dem sich auch noch bräunliche, bläuliche und gelbliche Töne beigesellen. Es beruht diese Dunkelfärbung auf einem Schutzmittel, das die Natur den Pflanzenkindern verliehen hat. Im Sommer halten im Süden Glut und Dürre oft mehrere Monate hindurch an. Die Blätter würden unter diesen Umständen all ihr Zellwasser verdunsten und verdorren, wenn sie nicht eine stärkere und zähere Oberhaut besäßen, die sie gegen die übermäßige Austrocknung und Versengung schützt. Diese stärkere Oberhaut bringt aber auch zugleich den dunkleren Farbenton mit sich. Trotzdem ist der Gesamteindruck der eigentlichen Mittelmeerpflanzen nicht düster, denn die Lichtfülle des südlichen Himmels erhellt und belebt Zweig und Ast an Baum und Strauch.

Görz erfreut sich eines außerordentlich günstigen Klimas. Seine mittlere Jahrestemperatur beträgt 12,95 Grad, seine mittlere Wintertemperatur 3,47 Grad Celsius. Anschaulicher als die Zahlen sprechen aber auch in dieser Beziehung die Pflanzen. Ihr Gedeihen ist ja in höchstem Maße von Licht und Wärme ab-

hängig, und so läßt sich aus ihrem Vorkommen und ihrer Verbreitung ein Schluß ziehen auf die klimatischen Verhältnisse des Landes, das sie bewohnen.

Einer der ersten deutschen Botaniker, Grisebach, preist in seinem Werke „Die Pflanzendecke der Erde" die Umgegend von Görz als den Teil Europas, in



Kloster Castagnavizza.

welchem die Pflanzenwelt des Mittelmeerbeckens am weitesten gegen Norden hinaufreicht, beispielsweise über anderthalb Breitengrade weiter als im Rhonetal. „Nirgends in den Alpen," sagt der genannte Gelehrte, „tritt uns die Physiognomie des Südens malerischer und bedeutender entgegen als bei dem Übergange von den waldigen Gehängen des wasser-

reichen Isonzo nach Görz und zum Gestade des Adriatischen Meeres."

Aber die italienische Küste dieses Meeres ist bei weitem nicht so günstig gestellt wie die österreichisch-istrische Küstenzone mit Görz. „Am italienischen Gestade der Adria," fährt Grisebach in seinen Darlegungen fort, „müßte man über drei Breitengrade tiefer nach Süden hinabgehen, um jene Pflanzenformen des Südens zu finden, welche unser Küstenland zieren. Es besitzt nicht jenen Gürtel immergrüner Pflanzen, welcher vom Südabhange des Karst an bis nach Dalmatien und noch weiter hinab der Ostküste folgt.

Der Grund hierfür liegt in mehreren Ursachen. Erstlich sind es die Gebirge, durch welche, gleichwie an den Seen Oberitaliens, die Temperatur erhöht wird. Dann werden abweichende Regenverhältnisse wahrgenommen. Über dem Adriatischen Meer kann der Sommerpassat, wenn er auch durch die Lage der Küsten etwas abgelenkt wird, bis an das äußerste nordöstliche Ende des Golfes wehen. Dieser Wind aber wird von der norditalienischen Ebene durch die Apenninen abgehalten. So kommt es beispielsweise, daß die Menge des während des Sommers niederfallenden atmosphärischen Wassers in diesen Küstengegenden allerdings größer ist als in Italien.

Diese Gebiete, wozu wohl Österreich, aber nicht Italien seine adriatische Küste zählen kann, besitzen eine in den Hauptzügen gleiche klimatische Beschaffenheit, wodurch sie von den umgebenden Gebieten abweichen, nämlich einen gelinden Winter, einen feuchtwarmen Frühling, einen heißen, trockenen, in manchen Gegenden vollständig regenlosen Sommer und einen milden, kühlen, regenlosen Herbst."

Infolgedessen ist Görz besonders geeignet zum

Winteraufenthalt, und daher wird es denn auch gerade als Winterkurort von Erholungsbedürftigen immer häufiger benutzt.

Man hat Görz das Nizza Österreichs genannt. Dieser Vergleich paßt und paßt auch nicht. Die Bodengestaltung der Umgebung von Görz ist eine andere als diejenige Nizzas. Aber hinsichtlich seiner geschützten Lage, seines wundervollen Klimas und seiner Naturschönheiten kann sich Görz durchaus dem vielgerühmten Nizza zur Seite stellen.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Aufregendes Wettrennen. — Zur Zeit, als der holländische Geograph Moer und der Geologe Rousselle die malaiischen Inseln Java und Sumatra bereisten, kehrte einer der Herren ihrer Begleitung, ein französischer Geologe namens Charles Mauvage, eines Abends auf der Niederlassung Nieuwenhuys ein, auf welcher einige holländische Ansiedlerfamilien mit einer größeren Zahl bei ihnen in Dienst stehender Malaien und Chinesen wohnten. Das eigentliche Dorf war stark eingefriedigt zum Schutze gegen die zahlreichen Tiger, welche die Ansiedlung bereits öfters überfallen und eine Anzahl Personen getötet hatten. Seit das Dorf stark befestigt war, hörten diese Überfälle zwar auf, aber das Arbeiten draußen auf den Pflanzungen, besonders in der Nähe des Waldes, blieb gefährlich.

Mauvage war dies am Abende von seinem Wirte alles gesagt worden, allein er schien es am Morgen vergessen zu haben, denn als er in der Frühe einen Spaziergang in der nächsten Umgebung zu machen gedachte, fand er auf dem Hofe ein Fahrrad stehen, und ohne erst lange zu fragen, bestieg er es und flog in den frischen Morgen hinaus. Er fuhr sorglos dahin und hatte auf der gut gebauten Straße bald den Wald erreicht, vor dem er anhielt, das Rad verließ und sich auf einen hohen Stein niedersetzte, um die schöne Gegend und den mächtigen Wald besser übersehen und einige Skizzen zeichnen zu können. Ganz ver-

sunken in die herrliche Natur saß er auf dem Felsblocke: die Tiger, vor denen ihn sein Wirt am Abend gewarnt, waren wie vergessen. Da knisterte es plötzlich im Unterholze, schwere Tritte wurden hörbar, und im nächsten Augenblicke trat ein mächtiger Tiger aus dem Walde und nahm die Richtung zum nahen See, jedenfalls um dort den Durst zu löschen, der sich bei diesen Tieren einstellt, wenn sie eine Beute verzehrt haben.

Mauvage stockte das Blut in den Adern, denn nicht dreißig Schritte von ihm entfernt schritt der Tigerkoloß langsam, fast zögernd zum See hin. Es war ihm nicht möglich, zu seinem Rade zu gelangen, das er an der Landstraße hatte stehen lassen, ohne die Aufmerksamkeit des Tigers zu erregen, der ihn in einigen Sprüngen erreichen mußte. Waffen hatte er nicht, hilflos befand er sich in der Gewalt der Bestie, wenn diese ihn bemerkte. Sein Herz hämmerte wie eine Trommel, selbst im Gehirn pulste und klopfte es.

Der Tiger stand am See, tauchte die Schnauze ins Wasser, zog sie aber sofort zurück und leckte sie ab, ein Zeichen, daß er in der Nacht schlechte Beute gemacht hatte, also hungrig war. Er ging zum Walde zurück, und die Hoffnung Mauvages auf dem Felsblocke stieg. Aber — da rauschte ein Vogel mit Geschrei vom Gezweige auf, der Tiger wendete den Kopf zur Seite, und seine vollen Glutaugen fielen auf den Felsblock, auf dem der Radler saß. Die Bestie stutzte. Jetzt oder nie! Mauvage machte zwei Sprünge und war bei dem Rade, aber er sah auch, wie in demselben Moment die greuliche Katze sich zum Sprunge zusammenzog. Schon hatten seine Füße die Pedale des Rades, und mit zwei Tritten gewann er die größtmögliche Fahrgeschwindigkeit. Die Bestie, die bereits zum zweiten Sprunge sich angeschickt hatte, flog nun hinter dem Rade her, er aus Leibeskräften bestrebt, den Raum von etwa 50 Meter, der ihn vom Tiger trennte, zu vergrößern, der Verfolger lechzend bestrebt, diese Distanz zu verringern.

Es war ein entsetzliches Jagen und Rennen, doch wie

der Radler sich auch anstrengen mochte, der Tiger gewann Boden, bei seinem siebenten Sprunge berührte seine Tatze den Gummireif des Rades, und der Radler hielt sich schon für verloren; aber die Tatze hatte das Rad nur gestreift, sie war abgeglitten, wodurch der Tiger etwas Boden verlor, den er aber in den nächsten Augenblicken wieder einholte und dadurch dem fliehenden Menschen fast die Gewißheit gab, daß all sein Mühen und Rennen vergeblich sein, und er bald unter den Tatzen des Tigers enden würde. Trotzdem ging das Rennen weiter und endlich flog der Radler über eine schmale Brücke, die über einen Kanal gezogen war. Hier stutzte der Tiger, als ob er einen Augenblick überlege, ob er über die Brücke folgen solle oder nicht, dann aber setzte er darüber hin und suchte den verlorenen Boden durch verdoppelte Anstrengung wieder zu gewinnen, was ihm nach und nach auch gelang.

Die Entfernung beider voneinander betrug jetzt etwa zehn Meter. Doch — o Schrecken! — da sieht der Radler, wie ein abgerissener, dicht belaubter Ast auf dem Wege liegt und seine Rettung in Frage stellt. Den Ast zu umfahren, ist keine Zeit, also mit dem Mute der Verzweiflung darüber hinweg.

Es gelingt, aber der Radler hat zu tun, um das verlorene Gleichgewicht wieder zu gewinnen, dann geht die rasende Jagd eine glatte, abschüssige Strecke hinab. Mit Sturmeseile saust das Rad jetzt dahin, und hier gab der Tiger die Verfolgung auf. C. T.

Neue Erfindungen: I. Neuerungen an elektrischen Lichtbädern. — Die Lichttherapie hat in den letzten Jahren immer größere Anwendung gefunden. Nicht die Neuheit der Methode, sondern die glänzenden Erfolge, welche durch die Anwendung des Lichtes als Heilfaktor erzielt wurden, brachten das Lichtheilverfahren zu seiner heutigen Entwicklung; es konnte deshalb nicht ausbleiben, daß man sich auch die Vervollkommnung der Lichtbadeinrichtungen angelegen sein ließ. So tritt die Firma C. u. E. Fein in Stuttgart mit einer ganz neuen, eigenartig gebauten Licht-

badezelle in den Verkehr. Diese hat gegenüber den seither gebräuchlichen Lichtbädern ganz wesentliche Vorteile.

Unsere erste Abbildung zeigt den Lichtbadekasten mit



Fig. 1.

reiner Glühlichtbeleuchtung in geöffnetem Zustande, während Fig. 2 die Zelle im Betriebe vorführt.

Die Glühlampen sind in halbkreisförmigen Spiegeln untergebracht, welche der lichten Höhe des Kastens ent-

sprechend lang sind. In jedem Spiegel befinden sich übereinander 8 Glühlampen, wobei der Reflektor als Schutz für die Lampen dient, so daß sich dieselben wie in einer Nische befinden. Durch diese Anordnung werden die so ungemein viele Lichtstrahlen brechenden Schutzvorrichtungen vor den Glühlampen, wie dies bei anderen Ausführungen bisher üblich war, überflüssig und das Licht strahlt infolgedessen in ungehinderter Weise auf die im Lichtbade befindlichen Personen. Der Badende kann sich bequem im Kasten bewegen, ohne Gefahr zu laufen, an eine vorstehende Glühlampe oder deren heiß gewordenes Schutzgitter zu stoßen und sich dadurch zu verletzen oder zu brennen.

Zwischen den Reflektoren für die Glühlampen sind ebene Spiegel angebracht, die mittels vernickelter Leisten festgehalten werden, so daß die ganze innere Fläche des Apparates sich als ein aus halbkreisförmigen und ebenen Spiegeln ohne Unterbrechung zusammengesetzter Zylinder darstellt. Die beiden vorderen Abteilungen lassen sich nach außen drehen, wodurch sie eine Art Doppeltür bilden und als Zugang für die Patienten dienen.

Die Glüh- und Bogenlampen sind im Kasteninnern so angeordnet, daß sie entweder mit voller Leuchtkraft oder mit gedämpftem oder farbigem Licht, vollzählig oder in einzelnen Gruppen, je nach Anordnung des Arztes ihre Strahlen auf den Körper des im Kasten Sitzenden werfen können.

Die Temperatur in der Lichtbadezelle steigt bei Einschaltung von sämtlichen 50 Glühlampen auf ca. 60 Grad Reaumur im Zeitraum von ca. 20 Minuten, wodurch eine außerordentlich starke Schweißabsonderung bewirkt wird. Eine mildere Badeform wird durch Anwendung des Bogenlichtes erzielt, wenn die hauptsächlich wärmeerzeugenden roten Lichtstrahlen durch eingeschaltete violette Glasstreifen zurückgehalten werden.

Die Badezelle kann auch mit einem transparenten Türflügel versehen werden, wodurch eine konzentrierte Bestrahlung bezw. eine lokale Behandlung mittels Scheinwerfers mö

Ein weiterer Vorzug der neuen Lichtbadezelle besteht darin, daß der Kasten eine außerordentlich leichte Reinigung sowohl seiner selbst als auch der Glüh- und Bogenlampen ermöglicht, weil nicht allein die halbkreisförmigen Reflektoren, sondern auch die Bogenlampen mit ihrem Kasten nach außen drehbar angeordnet sind, wodurch ein bequemes Einsetzen der Kohlen in die Bogenlampen, ja sogar ein Nachsehen der Beleuchtungskörper während der Anwendung ermöglicht wird. An der Außenseite der Lichtbadezelle befindet sich eine übersichtlich angeordnete Schalttafel, auf Marmor montiert, welche, mit den erforderlichen Schaltern und Sicherungen versehen, das Einschalten der einzelnen Glühlampengruppen, sowie der Bogenlampen vermittelt. Sämtliche Verbindungsleitungen sind verdeckt in den Wänden des Kastens geführt. Zum bequemen Ablesen der Temperatur, sowie zur Beobachtung der Wirkung des Lichtbades ist auf dem Deckel des Kastens ein Thermometer, sowie ein Ring zur Öffnung desselben angebracht. Der Stuhl, auf welchem sich der Patient befindet, ist drehbar angeordnet und läßt sich in jeder Höhe, für große und kleine Personen, einstellen. Zum Auflegen der Füße dient ein Schemel, in dessen Inneren sich zwei Glühlampen befinden. Die ganze Lichtbadezelle ist sehr solid gebaut und macht infolge ihrer eleganten Ausführung einen sehr günstigen Eindruck. A. K.

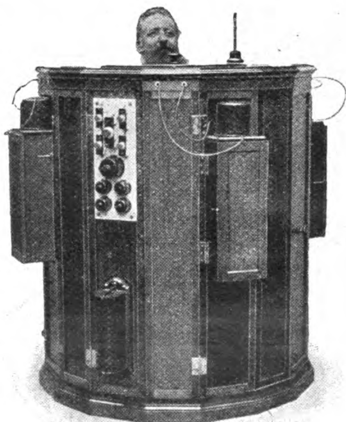


Fig. 2.

II. Ein automatischer Korkzieher. — Die große Zahl der mechanischen Korkzieher ist durch eine amerikanische

Erfindung um einen neuen bereichert worden, bei dessen Handhabung jede drehende Bewegung unnötig ist, so daß



Fig. 1.



Fig. 2.

dabei auch leicht alles Rütteln der Flasche vermieden werden kann. Sein Gebrauch empfiehlt sich daher ganz besonders bei Flaschen mit solchen Getränken, für welche das Rütteln vor dem Einschenken irgend einen Nachteil hat.

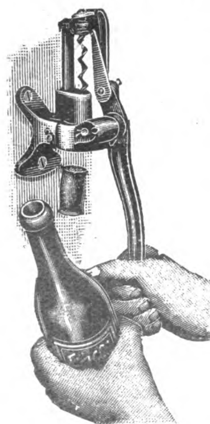


Fig. 3.

Der Mechanismus des Hebels, den wir auf unseren Abbildungen (Fig. 1 bis 3) in Tätigkeit sehen, bewirkt bei einem einmaligen Emporziehen seines Armes das Eindringen der Schraube in den Kork; durch das Niederdrücken des Hebelarmes wird die Flasche dann entkorkt. Während die linke Hand die Flasche unten festhält, setzt die rechte den Apparat auf das Mundstück und führt die beiden Bewegungen aus.

Drückt man den gehobenen Hebelarm nur zur Hälfte nieder und entfernt dann den Apparat, so bleibt der Kork zur Hälfte im Flaschenhals stecken, so daß man ihn nach Belieben erst direkt vor dem Einschenken mit der bloßen Hand vollends herausziehen kann. Das empfiehlt sich bei teuren Weinen, deren Pfropfen innerlich gestempelt sind und durch den Stempel die Echtheit garantieren.

Drückt man den Hebelarm aber vollständig nieder, so löst sich beim Entfernen des Apparats der Kork vollständig von der Schraube und fällt zu Boden. Den Vertrieb der amerikanischen Erfindung in Europa hat die Firma Kirby, Beard & Cie. in Paris, 5 Rue Auber, übernommen. J. P.

Zuchthäuslerhumor. — Der Strafgefangene ist gewöhnlich weit lustiger veranlagt, als die meisten Leute glauben. Er macht sich das düstere Gefängnisleben eben so leicht wie möglich, und gerade weil er so vieles zu entbehren gezwungen ist, versäumt er nie die Gelegenheit, einen Scherz zu machen oder sich an einem solchen zu beteiligen.

Zu den liebsten Beschäftigungen der Gefangenen gehört es, ihren Wärtern einen Streich zu spielen. Obwohl es der Vorschrift zuwiderläuft, daß ein Beamter und ein Gefangener sich zusammen unterhalten, so kommt es doch zuweilen zwischen beiden Teilen zu Gesprächen, ja sogar zu gelegentlichen Scherzen.

So war in einem Gefängnis zu Paris ein Sträfling interniert, der in der Tischlerwerkstatt arbeitete. Sein Aufseher war ein gutmütiger, aber etwas beschränkter Mensch und bei seinen Sträflingen unter dem Namen Holzkopf bekannt.

Eines Tages half er dem betreffenden Sträfling ein langes Brett hobeln, als ihm ein Splitter unter den Fingernagel drang.

„O weh, mein Finger!“ rief der Aufseher.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte der Gefangene.

„Ich habe mir einen großen Splitter in den Nagel gerissen,“ brummte der Aufseher.

„Sehen Sie, das kommt davon, wenn Sie sich am Kopfe kratzen,“ versetzte der Sträfling schmunzelnd.

Der Direktor, der gerade vorüberging und den Scherz hörte, lachte laut auf, mußte aber dem Witzbold drei Tage Einzelzelle zudiktieren. —

Eine sehr amüsante Bemerkung machte ein Sträfling in einer großen englischen Strafanstalt an einem Weihnachtstage. Der Direktor ließ nach der Arbeit sämtliche Insassen des Hauses zusammentreten und teilte ihnen mit, sie würden an diesem Weihnachtstage keinen Plumpudding wie sonst bekommen, weil sie öfters gegen die Hausordnung gehandelt hätten.

Diese Ankündigung verursachte große Entrüstung, und es entstand ein förmlicher Aufruhr in der Anstalt. Eine Deputation von Gefangenen wurde abgesandt, und wirklich gewährte ihnen der Direktor eine Unterredung. Man bat, doch der Beamte wollte sich durchaus nicht geneigt zeigen, das einmal erlassene Verbot zurückzunehmen. Da trat ein alter Sträfling vor und erklärte mit ernstem Tone: „Ehe die Insassen dieses Hauses darauf eingehen, sich den üblichen Plumpudding am Weihnachtstage entziehen zu lassen, eher verzichten sie auf den weiteren Aufenthalt und werden lieber die Anstalt verlassen."

Dem Direktor machte diese Eingebung des Galgenhumors solchen Spaß, daß er das Verbot tatsächlich aufhob und den vielumstrittenen Plumpudding auftragen ließ. —

In einem Gefängnisse Irlands saßen zwei Sträflinge, die sich fortwährend hänselten und gegenseitig mit ironischen Bemerkungen überschütteten. Der eine war verurteilt worden, weil er eine Kuh, der andere, weil er eine Uhr gestohlen hatte. Als sie wieder einmal zusammen arbeiteten, hielt der Kuhdieb die Zeit für gekommen, seinen Kumpan zu hänseln, und so sagte er denn zu ihm: „Höre einmal, Michel, was ist eigentlich die Uhr? Du weißt doch mit Uhren Bescheid."

„Ja, Patrick, das kann ich dir ganz genau sagen," versetzte der andere, „es ist gerade Zeit, die Kühe zu melken."

In der nächsten Minute stürzte das würdige Paar wie

die Hyänen aufeinander los, und die Wärter hatten die größte Mühe, sie voneinander loszureißen. —

Ein anderer, ebenfalls irländischer Verbrecher, ein gewisser Lynchehaun, brach aus dem Zuchthause von Maryborough aus und hinterließ einen kleinen Beweis seines Humors. Noch in der Nacht seiner Flucht, als sein Entweichen ruchbar geworden war, untersuchte man seine Zelle und fand seinen Rock sorgfältig zusammengefaltet auf dem Bette liegen. An ihm war ein Zettel befestigt mit den Worten: „Werter Herr Direktor! Da Sie durchaus nicht geneigt waren, Seiner Exzellenz dem Justizminister eine Petition behufs Herabsetzung meiner Strafe einzureichen, so werde ich mir erlauben, ihm diese Bittschrift selbst zu überbringen. Nur deshalb habe ich mich entfernt. Ihr ergebener Lynchehaun.“ L—n.

Das Fernsehen. — Unter räumlichem Fernsehen verstehen wir das Auftreten von sinnlich lebhaften Gesichtsbildern, die einem räumlich weit entfernten, also der sinnlichen Wahrnehmung entrückten Gegenstande oder Ereignisse entsprechen. Die meisten Berichte über Fernsehen lauten unglaubwürdig und phantastisch, und die streng wissenschaftliche Forschung steht ihnen mit Recht skeptisch gegenüber. Anderseits aber haben wir Beobachtungen von ernsten Gelehrten, die zur weiteren Prüfung der fernseherischen Versuche und Leistungen auffordern.

Wohl am bekanntesten ist das Ferngesicht, welches Swedenborg im Jahre 1756 während seines Aufenthaltes in Gothenburg hatte. Er sah dort einen Brand, welcher in dem fünfzig Meilen entfernten Stockholm ausgebrochen war. Die Zeit des Ferngesichtes und die Schilderung des Brandes durch Swedenborg entsprachen ganz genau den tatsächlichen Verhältnissen in Stockholm, wie später eintreffende Nachrichten es bestätigten. Kant, der berühmte Zeitgenosse Swedenborgs, erzählt, daß einer seiner Freunde in Gothenburg und Stockholm persönlich Nachforschungen anstellte und alle Tatsachen dieses Ferngesichtes bestätigt fand.

Moderne, durchaus zuverlässige Gelehrte, Psychologen und Ärzte berichten von noch erstaunlicheren fernseherischen Leistungen. So hatte zum Beispiel der englische Arzt Doktor Haddock eine junge Dame in Behandlung, die in Liverpool über einen in Amerika weilenden Vetter, der schon seit Monaten nicht mehr geschrieben hatte, genau Aufschluß gab. Sie erzählte, wo er wohnte, und gab den Eltern von der Beschäftigung und Lebensweise des Sohnes eine Menge Einzelheiten an, welche dieser später bei seiner Rückkehr nach England als wahr und genau bestätigte.

Der Pariser Neurologe Richet beauftragte eine seiner Patientinnen, sich im Geiste in das Haus eines Kollegen, welcher eine Irrenanstalt außerhalb Paris besaß, zu versetzen. Das Mädchen hatte noch nie eine Irrenanstalt gesehen, schilderte aber Richet die Anstalt seines Freundes und das Benehmen und Befinden der dort befindlichen Kranken bis in alle Einzelheiten.

Doktor Duysa und Doktor Azam berichten von einem Seminarlehrer namens Theophile Janicot, der im Nachtwandeln Ferngesichte hatte. So erzählte er zum Beispiel eines Nachts seinem Schwager, daß dessen Kind, welches weit weg bei Verwandten zu Besuch war, soeben schwer erkrankt sei. Er schilderte auch die äußeren Symptome, und die Nachforschungen ergaben die genaue Richtigkeit des Gesichtes. Ein anderes Mal sah er Nachts, wie die Leiche eines beim Baden ertrunkenen Mannes auf einem Wagen fortgeschafft wurde. Der Unfall war tatsächlich in einer entfernten Gegend vorgekommen, und niemand hatte in der Stadt und dem Hause, worin der Nachtwandler wohnte, schon Kenntnis davon.

Bei diesen uns von zuverlässigen Gelehrten mitgeteilten fernseherischen Ergebnissen kommen zwei Möglichkeiten in Betracht. Entweder besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Ferngesichte und dem betreffenden Ereignisse, oder beide treffen nur durch das Spiel des Zufalles zusammen. Der Zufall mag ja bei derartigen Halluzinationen manchmal eine Rolle spielen, aber wenn diese Ferngesichte öfters

auftreten und als zutreffend befunden werden und sich in genauer Schilderung der Tatsachen als wahr erweisen, wie in obigen Fällen, dann muß man den blinden Zufall ausschalten. Der bekannte Münchener Nervenarzt Löwenfeld schreibt darüber: „Wir müssen zugeben, daß selbst räumlich sehr entfernte Personen und Objekte entsprechende Gesichtsbilder hervorrufen können. Wie dies sich bewerkstelligen mag, dafür besitzen wir vorerst allerdings keine Erklärung. Wir können nur sagen, daß eine Vermittlung der uns bekannten Sinne wohl nicht in Betracht kommt, sondern nur eine direkte Einwirkung auf das Gehirn. Die Spiritisten allerdings halten unser Denkorgan nicht für geeignet zu einer derartigen Leistung; nach ihrer Meinung können die in Frage stehenden, aus der Ferne kommenden Eindrücke nur von „Geistern" direkt aufgenommen werden und erst durch deren Vermittlung zum Gehirn gelangen. Die Tatsache des räumlichen Fernsehens soll daher ebenfalls einen Beweis für die Existenz der „Geister" im spiritistischen Sinne bilden. Indessen wird die Schwierigkeit, welche die Erklärung der hier in Betracht kommenden Erscheinungen bietet, nicht im mindesten durch die Annahme verringert, daß der von der Ferne kommende Eindruck dem Gehirn durch Eigenschaften übermittelt wird, von dessen Wesen wir nichts Näheres wissen. Wir müssen auch dem räumlichen Fernsehen gegenüber an dem wissenschaftlichen Grundsatze festhalten, daß die Erklärungsgründe nicht ohne Not vermehrt werden sollen." Dr T. W.

Weiblicher Heroismus. — Wie weit die Aufopferung des liebenden Weibes gehen kann, mögen folgende Tatsachen beweisen.

Ein Kaufmann in Prag war in Zahlungsschwierigkeiten geraten, und der Ruin schien unvermeidlich. Unglücklicherweise hatte der schlechte Geschäftsgang seine Stimmung derartig verdüstert, daß er auch sein Benehmen gegen seine Frau änderte, und diese zu der Überzeugung kommen mußte, sie wäre ihm zur Last. Da sie nun alles tun wollte, um ihm ihre Liebe und Hingebung zu beweisen, so entschloß

sie sich zu einer Handlung, die mindestens die Teilnahme jedes fühlenden Menschen verdient.

In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte der Gatte sein und seiner Frau Leben für eine bedeutende Summe versichert, und so war die Frau der Meinung, ihr Tod würde ihren Gatten in den Besitz genügender Mittel setzen, um sein Geschäft wieder weiterführen zu können. Doch das Sterben war nicht alles. Sie mußte auch eines natürlichen Todes sterben, sonst war das Opfer umsonst.

Sie starb denn auch wirklich eines natürlichen Todes unter den Augen eines Arztes, dessen Ehrenhaftigkeit über jeden Zweifel erhaben war, und ihr Gatte konnte infolge ihres Todes eine so bedeutende Summe erheben, daß er nicht nur alle Verpflichtungen erfüllen, sondern sein Geschäft auch noch weiter ausdehnen konnte.

Erst nach Monaten kam die Versicherungsgesellschaft auf den Gedanken, der Tod der Frau wäre nicht auf ganz normalem Wege erfolgt, und ließ Nachforschungen anstellen. Man erfuhr dabei von dem Dienstmädchen, daß ihre Herrin des Nachts bei bitterer Kälte in leichtem Gewande, mit nackten Füßen über den Steinboden des Hausflurs gewandelt war, und zwar kurz nachdem sie ein heißes Bad genommen hatte. Da die Dienerin ihre Herrin für eine Nachtwandlerin hielt, so wagte sie nicht, ihre Anwesenheit zu verraten, hielt aber am nächsten Abend wieder Wache. Zum zweiten und dritten Male ereignete sich dasselbe, obwohl ihre Herrin bereits im Laufe des dritten Tages Zeichen eines starken Fiebers verraten hatte. Ängstlich rief das Mädchen sie in der dritten Nacht an und fand zu ihrer Verwunderung, daß die Frau nicht schlief. Sie entschuldigte ihr Verhalten damit, sie habe nachsehen wollen, ob im Hause auch alles ordentlich verschlossen wäre. Doch das Mädchen war einmal mißtrauisch geworden und paßte weiter auf. Am folgenden Tage war ihre Herrin an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt und mußte das Bett hüten. Der Arzt, den man hinzuzog, schüttelte mit ernster Miene den Kopf. Trotzdem setzte sich die Patientin mitten

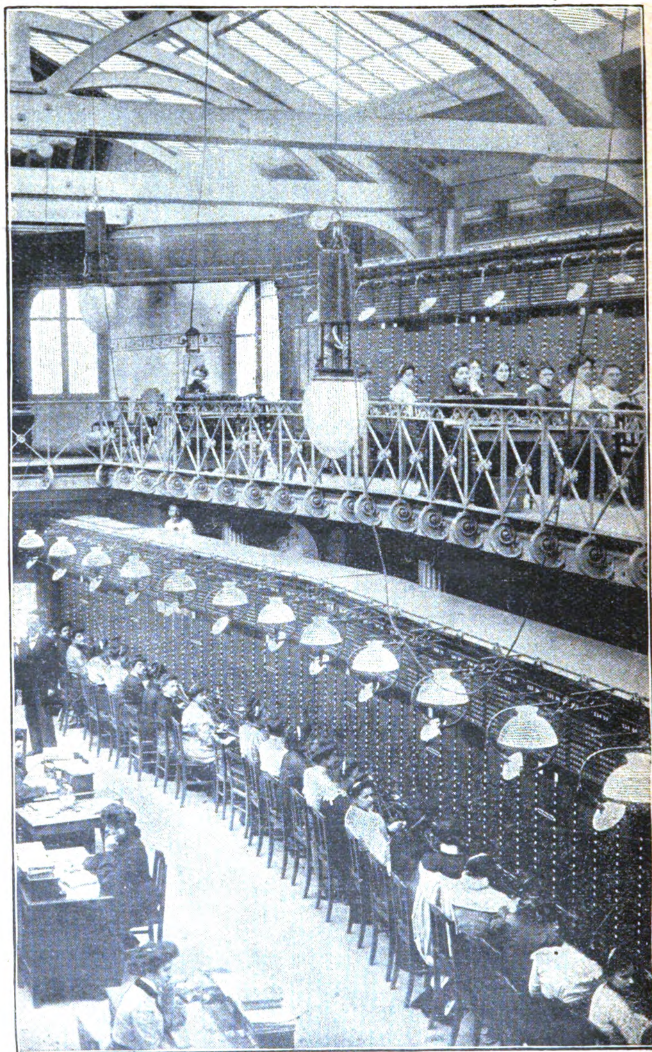
in der Nacht an das offene Fenster, bis das Mädchen hereinkam und sie nötigte, wieder zu Bett zu gehen. Ein paar Tage später war die Frau tot.

Einen regen Beweis dafür, was Liebe vermag, liefern auch die russischen Frauen, die ihren Männern in die Verbannung folgen, wenn diese zur Verschickung nach Sibirien verurteilt werden. Erst kürzlich wanderte eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm nach den Minen von Sibirien. Sie will die ganze Strecke zu Fuß zurücklegen und sich das Essen unterwegs zusammenbetteln. Ihr einziges Streben geht dahin, ihren Mann zu finden, der zur Arbeit in den Silberbergwerken verurteilt worden ist.

Einen ähnlichen Fall kann man auch oft in Frankreich konstatieren, denn häufig folgen die Frauen ihren zur Deportation verurteilten Männern nach den Kolonien. Vor einigen Jahren bat die Frau eines zur Deportation nach Neukaledonien Verurteilten den Minister um die Erlaubnis, ihren Mann aufsuchen zu dürfen, auch wenn sie selbst als Verbrecherin behandelt werden sollte. Da ihr die Erlaubnis verweigert wurde, so versuchte sie, sich an Bord eines Schiffes zu schmuggeln, das nach den Strafkolonien segelte, doch sie wurde entdeckt, bevor das Schiff die Anker lichtete. Verzweifelt schrieb sie an den Minister und wiederholte ihre Bitte, indem sie die Drohung ausstieß, sie würde ein Verbrechen begehen, wenn man sie nicht zu ihrem Manne ließe. Man achtete nicht darauf, und sie beging nun tatsächlich einen Mordversuch an einem ihr vollständig Fremden, gegen den sie sonst nicht das geringste hatte. Sie verteidigte sich nicht, sondern erklärte, sie hätte nur ihre Drohung ausgeführt. Man verurteilte sie zu sieben Jahren Zwangsarbeit, und nun wird sie ihren Mann wiedersehen.

L n

Eine Telephonzentrale in Paris. — Die Pariser Telephonistinnen haben jüngst von sich reden gemacht. Die beliebte Pariser Schauspielerin Fräulein Sylviac hatte vor ihrem Telephon lange Zeit vergeblich auf Anschluß warten müssen; sie wandte sich an die Vorsteherin des Zentralbureaus ihres



Eine Telephonzentrale in Paris.

Sprengels mit einer heftigen Beschwerde. Zur Strafe für ihre beleidigenden Äußerungen sperrte man ihr den Draht. Der Prozeß, der sich hieran knüpfte, hat in Paris zur Gründung eines Schutzvereins der Telephoninhaber geführt, welchem der Marquis Montebello vorsteht. Die Beschwerden, welche dieser Verein bei der Oberbehörde der Pariser Post- und Telegraphenverwaltung geltend gemacht hat, haben dieser das Eingeständnis gewisser Mängel abgewonnen. Diese Mängel beruhen auf der riesenhaften Ausdehnung des Telephonnetzes über Paris. Statt der 6504 Telephonanschlüsse, die am 31. Dezember 1889 in Paris gezählt wurden, gibt es jetzt deren 47,720. Im Durchschnitt finden jetzt täglich gegen 400,000 telephonische Mitteilungen statt. Jede Telephonistin hat 100 Abonnenten zu bedienen und täglich über 1100 telephonische Verbindungen zu vermitteln. Dicht nebeneinander sitzend diesen die Nerven in hohem Maße in Anspruch nehmenden Dienst zu versehen, ist, namentlich an heißen Sommertagen, keine Kleinigkeit, und es zeigte sich deutlich, daß der Telephondienst an die Mädchen Anforderungen stellt, denen sie häufig nicht gewachsen sind. Nunmehr wird aber Wandel geschafft; eine bedeutende Vermehrung von Verkehrszentralen wie von Dienstpersonal ist in Vorbereitung begriffen. B. H.

Zwillinge und Aberglaube. — Wohl in den meisten Fällen werden Zwillinge, als ein unerwartet reichlicher Familienzuwachs, mehr mit sorgenvollen als mit freudigen Empfindungen bewillkommnet, besonders wenn das Haushaltungsbudget diese allzu schnelle Vermehrung des Personalbestandes als eine fühlbare Last empfindet.

Weit schlimmer noch wird die Geburt von Zwillingskindern bei manchen wilden, unzivilisierten Völkerschaften empfunden, geradezu als ein Unglück oder eine Schande.

Schon die alten Mexikaner hielten an dem Aberglauben fest, daß eines der beiden Zwillingskinder dazu ausersehen sei, später die Eltern zu töten; deshalb mußte gleich nach der Geburt das eine den Göttern zum Opfer dargebracht werden. Bei den Antisindianern in Peru herrscht sogar

heute noch der alte Brauch, das jüngere der beiden Neugeborenen als „Kind des Teufels“ lebendig zu begraben, während am Orinoko und bei den Guyanaindianern die Geburt von Zwillingen für eine arge Schande gilt. Um nicht allgemein verhöhnt oder gar öffentlich ausgepeitscht zu werden, kommt es häufig vor, daß die verzweifelnde, angsterfüllte Mutter selbst das eine der Kinder umbringt. Ähnlich denkt man im Innern Australiens, wo gleichfalls keine Zwillingskinder geduldet werden, sondern eines davon geopfert werden muß. Handelt es sich um ein Mädchen und einen Knaben, so stirbt letzterer, vielleicht weil in Australien nicht wie anderswo Überschuß, sondern Mangel an Frauen herrscht.

Die allergrößten Gegner der Zwillingspaare aber sind bei den mittelafrikanischen Negerstämmen zu finden. Nur die Weise, sich ihrer zu entledigen, ist verschieden.

Die Wazaramoneger verkaufen alle beide oder setzen sie in den Dschangeln aus, wo sie den wilden Tieren zur Beute fallen; bei den Makalaka wird nur einer der Zwillinge dem Tod geweiht und — den Hyänen vorgeworfen.

In Old-Calabar betrachtet man sie gar als schauderhafte Ungeheuer, weshalb die eigene Mutter am eifrigsten ihre Beseitigung fordert und selber dafür sorgt, indem sie die armen, hilflosen Kleinen in einem irdenen Topf im Walde aussetzt und dort ihrem traurigen Schicksal, von den Ameisen aufgefressen zu werden, ohne Erbarmen überläßt.

Menschlicher verfahren die Apononeger, obgleich auch sie die Zwillingskinder als Vorboten großen Unglücks halten, das man nur verhüten könne, indem man den Zorn der bösen Geister durch eine Buße besänftigt. Zu diesem Zwecke werden Mutter und Kinder auf die Dauer von sechs Jahren in Acht und Bann erklärt, abgesperrt und gemieden. Sie leben allein in einer abgesonderten, einsamen Hütte; erst nach Ablauf dieser Zeit dürfen alle drei zu ihrem Stamme wieder zurückkehren.

Große Freunde von Zwillingspaaren sind dagegen die Hottentotten, namentlich wenn sich's um Knaben handelt.

Die Geburt solcher wird bei ihnen stets als das freudigste Ereignis, das Glück und Segen im Gefolge hat, mit Sang und Klang nebst ausgiebigen Schmausereien feierlich begangen. K. R.

Wohltaten des Bergsteigens. — Nicht selten trifft man in den Alpen Touristen an, die einen schier unerträglichen Schweißgeruch von sich geben, so daß man sich in ihrer Gesellschaft wenig behaglich fühlt. Vielen dünkt diese unangenehme Ausdünstung eine krankhafte Erscheinung, eine Folge von körperlicher Schwäche, welche es notwendig mache, daß solch Menschenkind sich von weiteren Alpentouren fernhalte. Hierin steckt aber ein arger Trugschluß. Die Höhenluft verrichtet eben hier ihre Reinigungsarbeit, und da noch tüchtige Bewegung dazu kommt, so wird dieses Geschäft doppelt verrichtet. Der Unrat — um uns gut deutsch auszudrücken — fliegt nur so hinaus, und das kann dem Körper doch nur willkommen sein, denn er wird dabei entlastet.

Ich will hier ein Beispiel geben. Ein mir bekannter Offizier wurde auf etliche Wochen zum Dienst in eine Gebirgsgegend kommandiert, wo er täglich ziemliche Strapazen aushalten mußte, die ihm in der Ebene fremd geworden waren. Er fühlte sich dabei, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „hundemäßig elend", wegen der häufigen krisenartigen Ausbrüche übelriechenden Schweißes und der nachfolgenden Schlappheit. Ich klärte ihn darüber auf, daß diese ihn beunruhigenden Erscheinungen eine Wohltat für ihn seien, ein Zeichen kräftiger Reinigung seiner im behaglichen Winterleben der Stadt mit allen möglichen Schlacken angefüllten Körpermaschine. Der Mann war recht wohl genährt, das heißt er hatte weit mehr gegessen und wahrscheinlich auch weit mehr getrunken, als seiner Leiblichkeit von nöten war. Dabei hatten sich zu viele Rückstände aufgespeichert, die nun aufgelöst und hinausgeworfen wurden. Natürlich ging das nicht ohne unangenehme Begleiterscheinungen ab, denn der Körper macht bei solcher größeren Reinigungsarbeit größere Anstrengungen, als er gewöhnlich

zu machen pflegt, und größere Schwächezustände sind die natürliche Folge. Wenn man darauf Obacht gibt, daß dem Körper Zwischenpausen der Ruhe rechtzeitig und reichlich gegeben werden, wirkt man zum höchsten Segen seines gesundheitlichen Wohlergehens.

Nichts Irrigeres gibt es jedenfalls, als den durch einen ungewöhnlichen Schweißausbruch erschöpften Körper zu sofortiger Weiterarbeit antreiben zu wollen. Solches Vorgehen rächt sich bitter, während das Ausruhen in solchen Momenten die besten Früchte trägt. Der eigene Instinkt drängt uns schon dazu und wir sollen uns von demselben durch unerfahrene Reisegefährten durchaus nicht ablenken lassen.

Ein Stündchen der Ruhe auf einer geschützten Alpenwiese, in einer Alm, womöglich bei einem Glase Milch, bedeutet wirkliche Kur in solchen Momenten. Und wenn man dann Abends zur Rast geht, so ist eine körperliche Abreibung der Haut ein Mittel, die giftigen Rückstände des Schweißausbruches von unserer äußeren Körperlichkeit zu entfernen und ihren Rücktritt ins Blut zu verhindern. Besser noch, wenn ein laues Bad mit nachfolgender kühler Abwaschung von kurzer Dauer in solchen Momenten möglich ist.

Die Nase ist in derlei Dingen ein guter, nur zu sehr mißachteter Lehrmeister. Manche „Stadtmenschen" beobachten zum Beispiel auf ihren Bergtouren einen deutlichen Harngeruch an ihrem Schweiße. Wie ist dies zu erklären? Ihr Körper hat mehr Stoffe aufgenommen, als er verarbeiten konnte, die Nieren und sonstigen Ausscheidungswerkzeuge vermochten nicht allen Überschuß an die Luft zu befördern, und so häuften sich auch Harnstoffe im Blute an, die mit der Zeit zu rheumatischen und gichtischen Erkrankungen geführt hätten, die nun aber diese Alpentour nach und nach hinaustreibt. Daher also der Harngeruch des Schweißes!

Die vielgeschmähte Bergkraxelei wirkt äußerst wohltätig, weil sich ihr auch der Einfluß der innerlich den Stoffaustausch in unserem Körper antreibenden, auflösend wirkenden Bergluft beigesellt. Man schätze also diese Bewegung

hoch, zumal sie uns in höhere Regionen, in reinere Luft führt, denn sie reinigt unseren Körper und führt neuen Lebensodem in ihn ein. E. P.

Seltsame Hochzeitsgeschenke. — Ein eigenartiges Hochzeitsgeschenk machte vor einigen Monaten ein Herr Duchatschek aus Königgrätz, der seine Tochter verheiratete. Er versprach seinem Schwiegersohn, das Gewicht der Braut in Silber auszuzahlen, und am Hochzeitsmorgen, bevor man zur Kirche ging, wurde das junge Mädchen vor den versammelten Gästen gewogen. Die Wagschale zeigte ein Gewicht von 62 Kilogramm, und der glückliche Bräutigam erhielt dementsprechend einen Sack mit 13,500 Silbergulden.

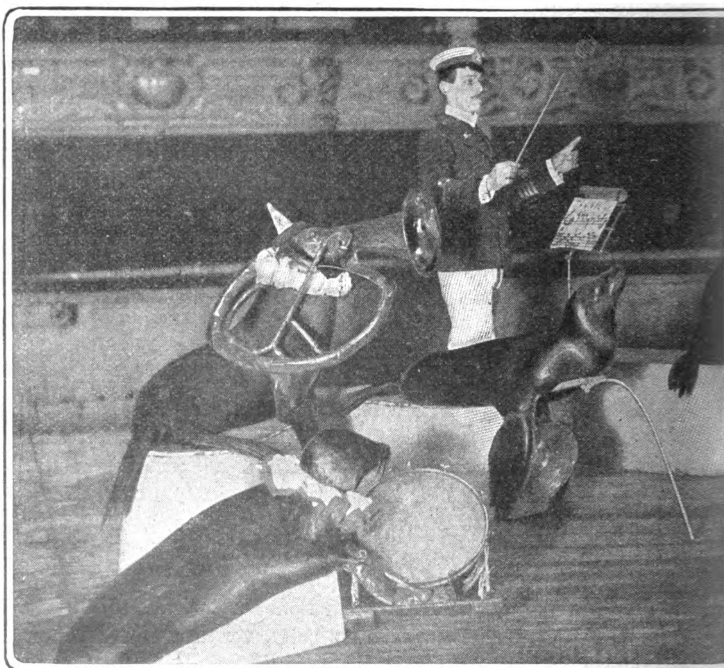
Ähnlich verhielt sich ein Gutsbesitzer im Staate Connecticut, der eine Tochter mit dem ungewöhnlichen Gewicht von 400 Pfund besaß. Er verpflichtete sich, für jedes Pfund, das sie wog, ein Pfund Sterling als Mitgift auszusetzen, und dieses Anerbieten veranlaßte in der Tat einen kühnen Freier, diese in doppelter Hinsicht gewichtige Braut zum Altar zu führen.

Ein Londoner Kaufmann bestimmte, sein Schwiegersohn solle die Differenz zwischen seinem eigenen Gewicht und dem seiner Tochter als Mitgift in Gold ausgezahlt erhalten. Er schwärmte für dicke Leute, und daß der Gatte ein Mann nach dem Herzen seines Schwiegervaters war, kann man daraus ermessen, daß die Braut 80,000 Mark als Hochzeitsgabe erhielt.

Ein reicher Londoner Rechtsanwalt, dessen Tochter eine vorzügliche Erziehung erhalten hatte, versprach ihr bei ihrer Verlobung, ihrem Bräutigam fünfzigmal den Betrag zu zahlen, den sie sich im Laufe eines Jahres durch ihre eigene Tüchtigkeit verdienen könnte. Obwohl ihr die Forderung etwas ungewöhnlich vorkam, vermochte sie doch durch Musik- und Sprachunterricht so viel zu verdienen, daß sie an ihrem Hochzeitstage die hübsche Summe von mehr als 5000 Pfund Sterling erhielt.

Sehr originell war die Idee eines Pariser Barbiers, der die Mitgift nach den Fähigkeiten des Bräutigams seiner

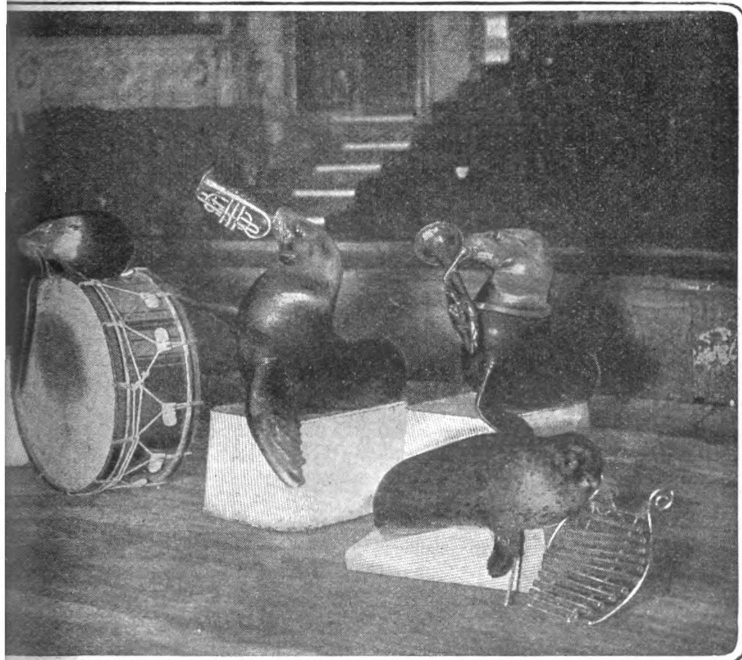
Tochter, der gleichzeitig sein Gehilfe war, abzumessen beschloß. Es wurde eine bestimmte Summe beiseite gelegt und von dieser jedesmal eine Geldstrafe abgezogen, wenn der Bräutigam einen Kunden beim Rasieren schnitt. Das



Kapitän Woodwa

hatte die Wirkung, daß der bis dahin etwas nachlässige junge Mann mehr und mehr auf sich acht gab, so daß er am Ende des Jahres im Rufe eines äußerst tüchtigen Friseurs und Barbiers stand, und der Vater ihm nicht nur den Betrag, sondern auch das Geschäft zu übergeben in der Lage war. L–n.

Ein Seehundorchester. — Im Londoner „Hippodrom“ fand neuerdings unter den Vorführungen gezähmter Tiere eine Nummer besonderen Erfolg, welche Seehunde als Musikanten vorführte. Daß junge Robben sehr geschickte



Seehundorchester.

Springer sind, ist bekannt, und ihre Gelehrigkeit hat es schon wiederholt möglich gemacht, ihre Turnkünste für den Zirkus zu verwerten. Der Artist, der sich Kapitän Woodward nennt, hat nun ihr feines Gehör, das auch Brehm als vorzüglich rühmt, und die für die Bildung von Tönen günstige Anlage ihrer Atmungsorgane benutzt, eine kleine

Schar Seehunde zu Musikern auszubilden, die sich auf Blasinstrumenten, auf Trommeln, Pauken, dem Glockenspiel hören lassen und beim gemeinsamen Vortrag ihrer einfachen Stücke dem Taktstock ihres Dirigenten scheinbar große Aufmerksamkeit widmen. Daß die dressierten Robben mit ihren Vorderflossen so „arbeiten" können, wie es unser Bild zeigt, ist erstaunlich genug, und wer die breitmäuligen, dickhalsigen Tiere mit den gespaltenen Lippen und den schiefen Nasenlöchern, die sich beim Atmen öffnen und schließen, im Naturzustand schreien gehört hat, wundert sich nicht wenig, wenn er sie im Zirkus der Trompete und dem Waldhorn melodische Töne entlocken sieht. Übrigens weiß der Seehund auch im Naturzustand seine Vorderflossen, die ihm beim Schwimmen als Ruder dienen, ganz geschickt zu gebrauchen, zum Beispiel um sich zu putzen, zu kratzen, zu glätten, auch wohl um etwas mit ihnen festzuhalten, zum Beispiel das Junge an die Brust zu drücken. L. H.

Schlauheit der Kröte. — Ein Gutsbesitzer in Denver (Colorado) hatte in seinem Garten ein Bienenhaus stehen, und indem er die Bienen beobachtete, die er sehr lieb hatte, bemerkte er, daß sie häufig, wenn sie schwer mit Honig beladen herumschwirrten, den Eingang in ihren Bau verfehlten und zu Boden stürzten. Doch das kommt vor jedem Bienenstock vor. Wenn er ihnen dann aber nachblickte und beobachten wollte, wie sie doch noch den Eingang gewinnen würden, so sah er sie nicht wieder zum Vorschein kommen. Sie waren auf einmal verschwunden. Diese wiederholte Wahrnehmung regte ihn dazu an, dem Verbleib der Bienen nachzuspüren.

Bald kam er dahinter, daß unter dem größten Bienenkorbe vier wohlgenährte Kröten sich ihre Schlupfwinkel zurechtgemacht hatten. Sie saßen da den ganzen Tag auf der Lauer, und sobald einer Biene das Mißgeschick widerfuhr, ihre Tür zu verpassen und hinunterzutaumeln, husch, streckte sich das Zünglein der zunächst sitzenden Kröte heraus und bemächtigte sich der bequemen Beute mit all ihrer

süßen Last. Daß die vier schlauen Räuber unter solcher wohlschmeckenden reichlichen Kost dick und fett geworden waren, ließ sich leicht begreifen.

Der Bienenvater hatte jedoch für seine gemordeten Bienen mehr Sympathie als für die klug berechnenden Kröten. Er setzte alle vier in eine Zigarrenkiste und trug sie eigenhändig fast eine englische Meile weit von seinem Hause fort, aber erst, nachdem er allen über den Rücken ein paar leuchtend gelbe Streifen gepinselt hatte. Als er sie dann auf der Chaussee ausgesetzt hatte, begab er sich wieder nach Hause. Er war neugierig zu sehen, ob ihm die künstlich gezeichneten Kröten wohl je wieder in den Weg kommen würden.

Und siehe da, die Tiere hatten nicht nur bei der Jagd nach ihrer Nahrung eine bemerkenswerte Schlauheit entwickelt, sie offenbarten jetzt obendrein den zuverlässigsten Ortssinn, den ihnen kein Mensch bei ihrem scheinbar ganz willkürlichen Umherhüpfen zugetraut hätte. Schon am Abend des zweiten Tages sah der beobachtende Bienenfreund von seinen vier ausgesetzten Gelbgestreiften drei mit etwas matten, sichtlich müden Sprüngen durch eine Öffnung im Zaun wieder in den Garten hereinhüpfen und ohne Besinnen und Fehlgehen den kürzesten Weg nach den Bienenkörben einschlagen. Einträchtig nahmen sie ihre vorige Stellung wieder ein, sicher, daß nur der Morgen hereinzubrechen brauche, um sie auf ihrem Lauerposten für alle Entbehrungen und Strapazen der letzten beiden Tage zu entschädigen und ohne Mühe ihrerseits wieder herauszufüttern.

Der beobachtende Naturfreund interessierte sich zwar lebhaft für die von ihm festgestellte Schlauheit der verachteten Kröten, aus Fürsorge für seine Bienen aber zog er es doch vor, sie nunmehr für immer zu entfernen. C. D.

Die Tunnelkrankheit. — Jeder, der einmal durch einen längeren Eisenbahntunnel gefahren ist, wird aus eigener Erfahrung wissen, wie ihm dabei zu Mute war. Schon der plötzliche Übergang aus dem Hellen in das Stockfinstere

verursacht ein Gefühl des Schwindels und der Unsicherheit. Die stickichte, dumpfe Atmosphäre, die Abnahme von Sauerstoff in der einzuatmenden Luft, wie sie in einem unter der Erde befindlichen und schlecht ventilierten Raume gar nicht anders zu erwarten ist, rufen Beklemmungen in der Brust, Gefühle des Zusammengeschnürtseins und unter Umständen sogar Atemnot hervor. Dazu kommt noch der wenig vertrauenerweckende Gedanke, sich in den Tiefen der Erde zu befinden, und die damit verknüpften Empfindungen des Unbehagens und der Bangigkeit vor eventuell zu erwartenden Gefahren. Es mag zugegeben werden, daß bei dem Zustandekommen dieser Erscheinungen auch die Einbildung eine große Rolle mitspielt. Dies wäre jedoch nur ein Beweis mehr, daß besonders das Nervensystem unter den erwähnten ungewohnten Einflüssen mehr oder weniger zu leiden hat. Am auffallendsten machen die nervösen Reizungen sich bemerkbar durch Veränderungen der Herztätigkeit. Infolge der inneren Angstzustände wird bei nervösen Damen manchmal der Puls erregter und schneller, die Atemzüge werden kürzer und oberflächlicher, ein Gefühl der Benommenheit im Kopf macht sich bemerkbar, es tritt Sausen in den Ohren und Flimmern vor den Augen ein. Erst mit dem Verlassen des unterirdischen Weges verschwinden allmählich diese Zustände.

Anders verhält es sich bei Leuten, welche gewohnheitsmäßig Tunnelbahnen viel benutzen oder durch ihren Beruf gezwungen sind, ihre tägliche Beschäftigung mehr unter der Erde in tunnelartigen Gewölben als oberhalb derselben auszuüben, wie Angestellte an Tunnelbahnen, Tunnelarbeiter, Tunnelwächter, Berg- und Minenarbeiter, Katakombenaufseher u. s. w. Scheinbar gewöhnt sich diese Art von Berufsmenschen mit der Zeit an die örtlichen Verhältnisse und atmosphärischen Einflüsse, unter denen sie fortwährend zu leben und ihren gewohnten Pflichten nachzugehen haben, fühlen sich jahrelang unter den ihnen durch ihren Beruf auferlegten Lebensbedingungen ganz wohl, ohne zu bemerken, wie ganz langsam, aber sicher der erste Keim zu einem beginnenden Leiden sich einschleicht. Selbst die

Angehörigen solcher Individuen übersehen beim täglichen Beisammensein mit denselben die Veränderungen, welche am äußeren Aussehen und am Körper im allgemeinen, sowie in den einzelnen Organen allmählich vor sich gehen.

Meist beginnt die Krankheit mit einem unmerklichen Verfall der Körperkräfte und Erschlaffung der früheren Lebensenergie. Die Kranken verlieren ihre bisherige straffe Haltung, mit der Arbeit will es nicht mehr derartig von der Hand gehen, wie es früher der Fall war, der Gang wird nachlässig und schleppend, Appetit und Verdauung lassen zu wünschen übrig, die bisherige Fülle und Frische der Haut geht verloren und macht einem welken und fahlen Aussehen Platz, die Muskulatur magert mehr und mehr ab und gerät allmählich in einen Zustand der Erschlaffung und Kraftlosigkeit.

Der Verlauf dieser Symptomenentwicklung ist, wie schon erwähnt, ein ganz langsamer, kaum merklicher, erst mit dem Eintreten gewisser organischer Störungen, die dem Kranken unverkennbar auffallen müssen, fängt allmählich an das Verständnis zu kommen, daß es mit der Gesundheit doch nicht mehr ganz richtig sein kann.

Die ersten auffallenden Erscheinungen, die den Kranken in Unruhe versetzen, bestehen in Anfällen von Beklemmungen der Brust, welche mit der Zeit zu hochgradigen asthmatischen Zuständen sich steigern können. Oft schreckt der Kranke unter dem Gefühl des Erstickenmüssens Nachts aus dem Schlafe auf, die Brust ist ihm wie zusammengeschnürt, er möchte Luft holen und vermag es nicht. Unter langgezogenen pfeifenden und schnurrenden Geräuschen geht die erschwerte Atmung vor sich. Der Kranke muß sich im Bett aufrecht setzen, da beim Liegen die Atemnot einen noch ernsteren Charakter annimmt. Diese Anfälle dauern eine geraume Zeit an, sie können nur eine Anzahl von Minuten währen, es können aber auch Stunden darüber hingehen, bis der Kranke wieder vollständig zu sich kommt, und die Atmung in ruhigen und regelmäßigen Zügen wieder vor sich geht.

Neben der Erstickungsnot sind die Anfälle meist von

einem kurzen, trockenen Husten begleitet, welcher dem Bedürfnis entspringt, sich Luft zu schaffen und sich der in den Luftröhren befindlichen zähen Schleimmassen zu entledigen. Allmählich tritt auch eine Lockerung dieser Schleimmassen ein und damit auch eine Abnahme der quälenden Atmungsbeschwerden. Es handelt sich bei diesen asthmatischen Erscheinungen um nervöse, krampfartige Zusammenziehungen der Lungenmuskulatur, wodurch eine Verengerung der feinsten Luftröhrchen und der Lungenbläschen, in denen bekanntlich der Gasaustausch zwischen Ein- und Ausatmungsluft stattfindet, herbeigeführt wird. Auf der anderen Seite tragen auch die chronischen Schwellungszustände der Luftröhrenschleimhäute, welche als eine Folge des fortwährenden Aufenthaltes in verunreinigter und von allen möglichen schädlichen Bestandteilen durchsetzten Atmosphäre zu betrachten sind, sowie die in den Atmungswegen festsitzenden und schwer löslichen Schleimmassen ihr gutes Teil für das Zustandekommen der Atemnotanfälle mit bei.

Auffallend bei vielen an dieser Krankheit leidenden Individuen ist es, daß sie permanent den Mund offen haben. Dies hat seinen Grund darin, daß infolge der andauernden Reizungen der Nasen- und Nasenrachenschleimhäute durch die in der unterirdischen Atmosphäre befindlichen Staubpartikelchen, Dämpfe und Gase sich chronische Schwellungszustände in der Nase entwickeln, welche die Nasengänge vollständig verlegen und somit den Atmungsweg durch die Nase, welcher bekanntlich der naturgemäße ist, gänzlich unmöglich machen. Um die erforderliche Atmungsluft in die Lungen aufzunehmen, sind die Kranken gezwungen, durch den Mund zu atmen und infolgedessen denselben offen zu halten. Hieraus ergeben sich nun wieder die krankhaften Veränderungen und chronisch-katarrhalischen Zustände der Luftröhrenschleimhäute, welche, wie schon erwähnt, das Auftreten der asthmatischen Anfälle mehr oder weniger mit begünstigen. Wenn diese Anfälle anfänglich nur vereinzelt auftreten, so nehmen sie doch mit der Zeit einen immer ernsteren Charakter an und pflegen sich auch häufiger

einzustellen. In den Zwischenpausen bleibt eine gewisse Kurzatmigkeit ebenfalls bestehen. Dies hat wiederum zur Folge, daß dem Blute und dem Organismus im allgemeinen nicht mehr die gehörige Quantität Sauerstoff mit der Atmungsluft zugeführt wird, was wiederum zu allerhand organischen Störungen und Schwächezuständen führt. Besonders ist es das Herz, welches in seiner Leistungsfähigkeit stark beeinträchtigt wird. Die Sauerstoffverarmung im Blute ruft eine Schwächung des Herzmuskels hervor, so daß derselbe nicht mehr im stande ist, die seinem Innenraum zuströmenden Blutmassen zu bewältigen und in regulärer Weise weiter zu befördern. Dadurch treten Störungen in der Blutzirkulation und Stauungen der Blutflüssigkeit in den Herzkammern ein. Die Herzklappen, welche nach Art eines selbsttätigen Ventils die Regulierung des Blutstromes im Herzen zu besorgen haben, vermögen infolge der Blutstauungen und des dadurch verursachten übermäßigen Blutdruckes sich nicht mehr vollkommen zu schließen. Es entwickeln sich dadurch Herzklappenfehler der verschiedensten Art. Im übrigen wird auch der erhöhte Blutdruck im Herzinnern seine Wirkungen auf die infolge von Ernährungsstörungen bereits geschwächten und weniger widerstandsfähigen Herzwandungen nicht verfehlen. An den Stellen, an denen der Blutdruck am stärksten und die Widerstandsfähigkeit der Wände am geringsten ist, bilden sich Erweiterungen des Herzmuskels. Auf diese Weise ergibt sich ganz allmählich das Bild einer pathologischen Veränderung des Herzens, wie es für die von uns besprochene Erkrankung besonders charakteristisch ist.

Die Folgen solcher Herzaffektionen bleiben selbstverständlich nicht aus. Abgesehen von den sich einstellenden Unregelmäßigkeiten im Pulsschlag treten infolge des unter abwechselndem Druck stattfindenden Blutzuflusses zum Gehirn häufig Schwindelanfälle und Anwandlungen von Ohnmacht, Schwarzwerden vor den Augen, auf der anderen Seite Kopfschmerzen, Ohrensausen und ähnliche Erscheinungen auf. Mit der Zeit machen sich auch nervöse Angstzustände

bemerkbar. Der Kranke hat dabei das Gefühl, als ob ihm irgend ein unbestimmtes Unheil bevorstände, ein Etwas, das er selbst nicht definieren kann und vor dem er trotzdem fortwährend in einer heillosen Angst schwebt. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn auch schlaflose Nächte sich einstellen. Entweder schläft der Kranke gar nicht und grübelt sich in seiner krankhaft erregten Phantasie in allerhand grauenhafte Ideen und Schreckbilder hinein, oder er hat einen unruhigen Schlaf, welcher von wüsten, beängstigenden Träumen durchjagt ist. Die Träume gipfeln meist darin, daß der Kranke sich lebendig begraben wähnt, oder er glaubt sich verschüttet in einem Schacht unter der Erde zu befinden, er sucht sich aus dieser entsetzlichen Lage zu befreien, er ruft nach Hilfe, aber niemand hört ihn. Von der Verzweiflung gepackt und in Angstschweiß gebadet wacht er endlich auf, befreit von einem Alp, aber noch lange zittert es nach in seinem Innern, das Entsetzliche, das er soeben im Traume durchlebt hat, und macht den übrigen Rest der Nacht zu einem schlaflosen. Mitgenommen an Körper und Seele verläßt dann der Kranke frühmorgens sein Lager und ist nicht im stande, wie gewöhnlich seinen Berufspflichten nachzugehen.

Bei der Behandlung des Leidens kommt als wichtigster Faktor in Betracht die Vermeidung der ursächlichen Momente. Entweder entzieht man den Kranken vollständig der schädlichen Atmosphäre oder, wo dies nicht angeht, versucht man durch verschiedenartige Schutzmittel, Respiratoren oder mit gewissen Stoffen getränkte Schwämme oder Tücher, die vor Mund und Nase angebracht werden und die schädlichen Gase neutralisieren sollen, den giftigen Einwirkungen entgegenzuarbeiten. Den Kräfteverfall des Körpers sucht man durch entsprechende kräftige Ernährung, Aufenthalt in reiner, ozonreicher Wald- oder Gebirgsluft, angemessene Terrainkuren und Lungengymnastik zu heben und auszugleichen. Daneben wird die nötige Ruhe und Schonung noch das weitere tun, um in leichteren Fällen den gewünschten günstigen Erfolg herbeizuführen. Dr. med. P. Schütte.

Kaltblütigkeit. — Während der Belagerung von Warschau im Jahre 1831 hatte der russische Feldmarschall Paskewitsch auf einen bestimmten Punkt der Stadt Granatenfeuer befohlen und wartete ungeduldig das Resultat der Operation ab. Das erwartete Resultat wollte sich indessen nicht einstellen, die Schüsse mußten wohl schlecht ausgefallen sein, und seine wiederholten Befehle brachten keine Wirkung hervor. Der Marschall bestieg sein Pferd und stürmte im Galopp nach der Anhöhe, wo die Batterie aufgestellt war.

„Wer ist der Dummkopf, der hier befehligt?“ fragte er.

„Ich,“ versetzte der betreffende Offizier.

„Nun gut, ich werde Sie degradieren, denn Sie verstehen Ihren Beruf nicht. Ihr Schießen nützt ja gar nichts.“

„Das ist richtig,“ versetzte der Hauptmann, „aber die Schuld tragen allein die schlechten Granaten, die man mir geschickt hat, denn sie platzen nicht.“

„Das können Sie erzählen, wem Sie wollen, mein Herr, mich fängt man mit solchen Ausreden nicht. Heute abend lasse ich Sie vor ein Kriegsgericht stellen.“

Da ergriff der Hauptmann eine Granate, zündete die Lunte an, setzte sich das rauchende Geschoß auf die Hand und hielt es dem Marschall hin. „Da, sehen Sie selbst,“ sagte er.

Paskewitsch kreuzte die Arme über der Brust und sah erwartungsvoll auf die Granate. Es herrschte ein feierliches Schweigen. Die beiden Männer blieben unbeweglich stehen und warteten, ob die Lunte erlöschen, oder die Granate explodieren würde.

Das erstere war der Fall, und der Hauptmann warf die Granate verächtlich zur Erde.

Da erklärte in ernstem Tone der Marschall: „Ich bitte Sie um Entschuldigung, denn Sie haben recht“ L—n.

Babies als Ladendiebe. — Zahllos sind die Schliche und Ränke, mit denen die Ladendiebinnen der Großstädte ihre Nebenmenschen zu schädigen versuchen. Jetzt ist man dahinter gekommen, daß häufig noch ganz kleine Kinder benutzt werden, um die Tätigkeit der Spitzbübinnen zu decken.

So ist in Warenhäusern schon oft festgestellt worden, daß die langen Hängekleider der Tragkinder die Bewegungen decken, mit denen die angebliche Mutter die Gegenstände vom Ladentische verschwinden läßt.

Aber die Kinder wirken nicht nur sozusagen als Hehler mit, sondern sie betätigen sich auch praktisch an der Ausübung der Diebstähle. Wird die Sache entdeckt, so entschuldigt sich die Frau sofort wegen der Ungezogenheit der Kleinen, legt den Gegenstand wieder hin und entfernt sich dann mit der Bemerkung, die Kleine wolle immer alles haben, was sie sehe, wobei das Kind natürlich auch noch auf die Fingerchen geschlagen wird.

Vor kurzem faßte man in einem Londoner Warenhause eine Frau ab, die in folgender Weise zu Werke ging. Die Frau trug ein zwei Jahre altes Kind auf dem Arm, verlangte Handschuhe, und der Verkäufer mußte sich umdrehen, um das Gewünschte hervorzuholen. Dabei hörte er, wie die Frau in leisem Tone zu dem Kinde sagte: „Elli, nimm das für Mama!" Der Mann drehte sich schnell um und sah gerade noch, wie die Frau einen seidenen Gürtel aus der Hand des Kindes nahm. Der Verkäufer beschuldigte sie sofort des Diebstahls, doch sie leugnete natürlich entrüstet. Trotzdem wurde eine Untersuchung der Frau im Bureau des Chefs veranstaltet, und hier fand man eine ganze Reihe von Taschentüchern, Handschuhen, Notizbüchern, Broschen und anderen Gegenständen, welche die Frau mit Hilfe des Kindes in anderen Geschäften gestohlen hatte. L-n.

Suppenanekdoten. — Ein berühmter deutscher Arzt hat einmal die Suppe eine „gesundheitswidrige Täuschung des Magens" genannt; diesem Ausspruche widerspricht aber die Erfahrung. Dabei darf es einem freilich nicht ergehen wie jenem Engländer, der sich in einem Pariser Restaurant die Speisekarte reichen ließ, ohne daß er ein Wörtchen Französisch verstand. Er deutete dem Kellner auf die erste Zeile und erhielt eine Hühnersuppe. Nachdem er diese gegessen, deutete er auf die zweite Zeile, und nun wurde ihm eine Kohlsuppe gebracht. Er aß auch diese geduldig und

zeigte dann auf die dritte Zeile, und bald servierte ihm der bereits verwundert dreinschauende Kellner eine Krebssuppe. In halber Verzweiflung wurde auch diese Kraftsuppe verschlungen, und ärgerlich zeigte er auf die vierte Zeile und — es wurde ihm eine Sagosuppe gebracht. Wütend durchlief der Mann die ganze Karte und zeigte dann auf die letzte Zeile. Und nun wurde ihm das gebracht, was er gerade am wenigsten notwendig hatte, nämlich ein — Zahnstocher.

Der Arzt tadelt uns, wenn wir in die Suppe trinken, und der Volksglaube behauptet: Wer in die Suppe trinkt, der muß im Grabe husten. Diese Volksweisheit half einmal dem englischen Schauspieler Wilkes aus einer großen Verlegenheit. Er konnte einst, als er, wie es seine Rolle vorschrieb, tot auf der Bühne lag, den Husten nicht unterdrücken, worüber das Publikum in ein lautes Gelächter ausbrach.

Da richtete sich der beliebte Künstler mit dem Kopfe auf und sagte: „Nun trifft ein, was mir meine Mutter prophezeit hat, daß ich noch im Grabe husten werde, weil ich bei der Suppe zu trinken pflegte."

Reicher Applaus belohnte den schlagfertigen Künstler.

Der vielgenannte Kraftprediger Abraham a Santa Clara wünschte: „Eine rechte Jungfrau soll sein und muß sein wie eine Spitalsuppen, die hat nit viel Augen, also soll auch sie wenig umgaffen."

Eine historische Suppe mit Schweinsohren war jene, welche der Klosterküchenmeister Dietrich Kagelwid dem Kaiser Karl IV., der Erbsensuppe mit Schweinsohren besonders liebte, vorsetzte. Da ihm der Abt eine gute Suppe zu kochen befahl, aber verbot, ein Schwein zu schlachten, so schnitt Dietrich sämtlichen Schweinen des Klosters die Ohren ab. Die Suppe schmeckte dem Kaiser ausgezeichnet, aber er verwunderte sich sehr darüber, daß die Schweine des Klosters so furchtbar schrieen und quiekten.

Ein altes Sprichwort sagt: „Alte Hühner geben fette Suppen." Deshalb schilderte ein Witzkopf die Anwesenheit

vieler alter Damen in einer Gesellschaft mit den Worten, es seien lauter Suppenhühner da.

Ein Arzt erlebte in seiner Landpraxis folgende Suppenanekdote. Der Doktor fragt die Bäuerin: „Was habt Ihr Eurem Manne zu essen gegeben?“

„Nichts als Hühnersuppe, die der Herr Doktor verordnet hat.“

„Ja, wie habt Ihr denn die Hühnersuppe gemacht?“

„Zwei Hände voll Heublumen, a bißl Hafer, und a'n Löffel voll Mehl hab' ich auch noch dazu getan, wie man halt für die jungen Henneln a Hühnersuppen macht. Geschmeckt hat's ihm freilich net.“

Unterhaltungen in den Restaurants zwischen Gast und Restaurateur über magere Suppen, die immerhin den Vorteil haben, daß sie keine Fettflecken verursachen, sowie über gewisse lange Fundstücke in der Suppe, gehören nicht zu den Seltenheiten. So fatal es nun aber auch sein mag, seine Aufmerksamkeit bei der Suppe durch solche heikle Vorkommnisse gestört zu sehen, so ist es doch nicht nötig, zur Essenszeit sich durch andere Dinge ableiten zu lassen wie der zerstreute Professor, welcher, eben in Berechnung über das Wiedererscheinen eines Kometen vertieft, auf die Frage seiner Haushälterin, wann sie die Suppe anrichten solle, antwortete: „Am 27. September 1925.“ C. T.

Scherzhafte Briefsiegel. — Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kannte man die Briefumschläge noch nicht; man faltete die Briefe entweder ganz einfach oder auch recht kunstvoll zusammen, letzteres besonders, wenn es Liebesbriefe waren, und setzte Lacksiegel darauf oder mit Klebstoff versehene hübsche Siegelmarken in Gold- oder Buntprägung und mit zierlich ausgezackten Rändern. Diese Siegelmarken zeigten nicht etwa die Initialen des Namens oder das Monogramm des Briefschreibers, sondern meist eine allegorische oder symbolische Darstellung mit kurzer Devise. Sehr beliebt war damals eine Siegelmarke, auf der man eine fliegende Taube sah, die ein Briefchen im Schnabel trug; dazu die Umschrift: „Antworte schnell!“

Einer jungen reichen Londoner Dame aber, die mit zahlreichen guten Freundinnen stets eine lebhafte Korrespondenz unterhielt, gefielen mit der Zeit solche gewöhnliche Siegelmarken, wie man sie in allen Schreibmaterialienläden kaufen konnte, nicht mehr; sie strengte also ihre Phantasie an und erfand wirklich etwas Neues und recht Originelles auf diesem Gebiete. Sie ließ eine Siegelmarke anfertigen mit einem niedlichen Hündchen darauf und der Umschrift: „Erst wenn dies Hündchen zu bellen anfängt, werde ich Dich nicht mehr lieben!" Durch die Voraussetzung des ganz Unmöglichen war also dieser der Freundin gewidmeten innigen Liebe die ewige Beständigkeit gesichert.

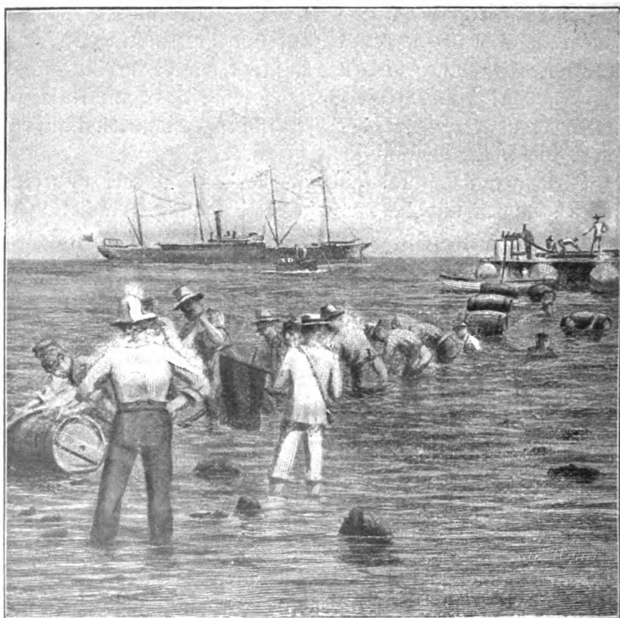
Ihre geniale Idee fand größten Beifall bei anderen jungen Damen und bald eifrige Nachahmung. Nach kurzer Zeit empfing sie ein Antwortschreiben mit einer schönen Siegelmarke, worauf ein Hahn zu sehen war mit der herrlichen poetischen Umschrift: „Solange dieser Hahn nicht kräht, liebe ich Dich früh und spät!" Und in ähnlicher Weise wurden auch noch manche andere derartige Phantasiesiegelmarken geschaffen.

Dem Bruder der zuerst erwähnten jungen Dame, einem lebenslustigen Studenten, gefiel die Idee seiner erfindungsreichen Schwester auch sehr gut. Unverzüglich ließ er sich Siegelmarken anfertigen mit einem Hunde, einer bösartig aussehenden Bulldogge, und der Umschrift: „Erst wenn Dich beißt mal dieser Hund, endigt unser Freundschaftsbund!"

Die originellste und sinnvollste dieser Siegelmarken von allen, die damals entstanden, war auch zugleich die einfachste: nur ein goldener Kreis, ohne Anfang und ohne Ende, mit der Inschrift: „Wo dieser Ring anfängt, endigt unsere Liebe!" Diese reizende Idee konnte allerdings nicht so leicht übertroffen werden.

Nach einer uns vorliegenden Notiz aus dem Jahre 1834 waren derzeit noch solche Briefsiegel gebräuchlich und sehr beliebt, besonders bei der jungen Welt und ganz besonders bei zärtlichen Liebespaaren. Nachher scheinen sie dann allmählich aus der Mode gekommen zu sein. J. D. Hansen.

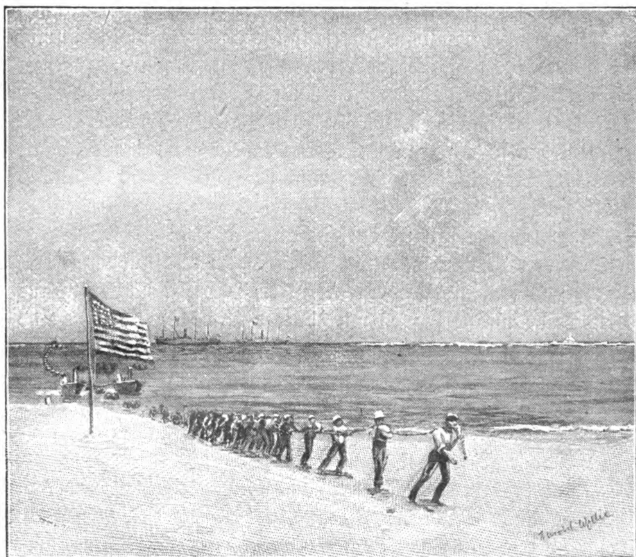
Das Landen eines Kabels. — Nun ist auch von Manila nach San Francisco ein Kabel gelegt worden. Wir sind in der Lage, in zwei Abbildungen, die an Ort und Stelle skizziert wurden, den Lesern Vorgänge zu veranschaulichen, welche wichtige Stufen der Durchführung dieses Kultur-



Das Landen des Kabels auf Guam.

werks bildeten. Dasselbe wurde von der „Commercial Pacific Cable Company" in den Vereinigten Staaten unternommen und von der „Telegraph Construction and Maintenance Company" in Greenwich ausgeführt. Die dabei benutzten Schiffe waren die „Anglia" und die „Colonia", die beiden größten und zur Zeit vollkommensten Kabelschiffe der Welt von 13,000, beziehungsweise 14,000 Tonnen. Die Re-

gierung der Union hat sich das Recht gesichert, das Kabel zu einem bestimmten Termin zu übernehmen. Die „Anglia“ legte die Kabelstrecke, die von Manila nach Guam reicht, die „Colonia“ die weitere von Guam nach Midway Island, die „Anglia“ wiederum das Stück von Midway Island nach Honolulu. Inzwischen war bereits zwischen Honolulu



Das Landen des Kabels auf Midway Island

und San Francisco von der Silvertown Company das Kabel gelegt worden. Die ganze Leitung verbindet die Philippinen, Marianen und die Sandwichinseln mit San Francisco. Unsere Bilder zeigen, wie die Endstücke der betreffenden Kabel auf Guam und auf Midway Island an Land gebracht wurden. Vom Kabelschiff aus wurde das Kabel über Rollen auf Pontons möglichst nahe ans Ufer geführt. Bis ans Ufer gab dann eine Reihe hohler Fässer

der Leitung den nötigen Halt. Beim Aufslandziehen halfen Blaujacken von einem amerikanischen Kriegsschiff den Kabelarbeitern. Die beiden Inseln, über die nun das neue Kabel sich hinzieht, sind öde und unbevölkert. J. P.

Das Mutterherz. — Die altfranzösische Literatur besitzt folgendes Märchen, wodurch die edlen Eigenschaften des Mutterherzens herrlich charakterisiert werden.

Es hatte ein Bursche ein Mädchen lieb; das Mädchen war eitel und herzlos. Ihr träumte einst, sie bleibe immer jung und schön, sie werde sogar noch viel schöner, wenn sie in ihrem Schrein das Herz jenes Weibes aufbewahren würde, welches den Burschen, der sie liebte, geboren hatte.

Und sie sprach zum Burschen: „Gehe hin, morde deine Mutter, reiß ihr das Herz aus dem Leibe und bring es mir."

Der Bursche sah sie entsetzt an und floh.

Aber er kam am nächsten Tag wieder, und wieder sprach sie: „Geh hin, morde deine Mutter, reiß ihr das Herz aus dem Leibe und bring es mir, damit ich dich ewig liebe und schön und jung bleibe."

„Fordere nicht so Entsetzliches von mir!" rief er aus.

Doch sie küßte ihn und sprach zwischen Kuß und Kuß: „Tue es doch!"

Er aber riß sich los und eilte fort.

Aber er kam am nächsten Tage doch wieder, und wieder heischte das Mädchen: „Geh hin, morde deine Mutter, reiß ihr das Herz aus dem Leibe, daß ich dich immer und ewig liebe, daß ich stets jung und schön und glücklich sei."

„Laß mich!"

„Willst du nicht, so wird es ein anderer, der mich wahrhaft liebt, tun und künftig mein Liebster sein," sprach das Mädchen und ließ den Burschen stehen.

Verzweifelt irrte er den ganzen Tag umher, und als es dunkel geworden, eilte er heim und tat, wie ihm das Mädchen geheißen hatte.

Als er in der Dunkelheit mit dem Mutterherzen zu seiner Geliebten lief, stolperte er und fiel.

Wie er sich stöhnend aufrichtete, fragte ihn das blutige Mutterherz: „Hast du dir weh getan, mein lieber Sohn?“ C. T.

Der Vorname Marie stand im Mittelalter in hoher Verehrung und zwar in so hoher, daß in gewissen Ländern die Männer eine abergläubische Furcht davor hatten, Mädchen zu heiraten, die diesen Namen führten. Wenn es nicht anders ging, bat man die Braut, ihren Namen mit einem anderen zu vertauschen. Alle Marien besaßen, so glaubte man wenigstens, zauberhafte Kräfte, die sie auch im gewöhnlichen Leben betätigen würden. Deshalb erließen verschiedene Herrscher Befehle, die Mädchen sollten in ihren Ländern nicht mehr mit dem Namen Marie getauft werden. Auch König Alfons IV. von Kastilien stellte, als er eine junge Maurin heiratete, die Bedingung, daß die zum Christentum bekehrte Braut bei der Taufe nicht den Namen Marie annehmen dürfe. In den Heiratsklauseln zwischen Ladislaus von Polen und Marie von Nevers wurde festgesetzt, daß die Prinzessin sich verpflichtete, ihren Namen mit dem Namen Aloysia zu vertauschen. L–n.

Schäferhundprüfungen. — Das erste Tier, das der Mensch in seinen Dienst nahm, war jedenfalls der Hund. Ohne Hilfe des Hundes wäre es dem Menschen, der sich vom Jäger zum Viehzüchter entwickelte, gar nicht möglich gewesen, das Wild zu jagen oder seine Herden zusammenzuhalten. Durch den eigenartigen Dienst, durch die Vererbung von Generation zu Generation war im Laufe der Jahrhunderte der Schäferhund ein ganz besonders intelligentes und wertvolles Tier geworden. Eine Zeitlang hat man aber die Zucht des Schäferhundes ganz auffallend vernachlässigt, denn man glaubte in Europa, wo durch die wachsende Bevölkerung und die Ausbreitung der Städte die Weideflächen sich beständig verringerten, der Dienste des Schäferhundes kaum noch zu bedürfen. Die neuere Zeit aber brachte nicht nur für die Landwirtschaft, sondern auch für die Viehzucht einen intensiveren Betrieb, und es stellte sich das Bedürfnis nach tüchtigen Schäferhunden wieder heraus.

In Frankreich begriff man das zuerst, und die Regierung setzte Preise für Prüfungen von Schäferhunden aus, dann folgte England, insbesondere Schottland, wo große Weideflächen vorhanden sind, und endlich in letzter Reihe Deutschland, wo auch seit einigen Jahren alle Anstrengungen gemacht werden, um die Zucht der Schäferhunde zu verbessern.

Wer jemals einer Prüfung französischer oder englischer Schäferhunde beigewohnt hat, kommt aus dem Erstaunen nicht heraus, denn er sieht mit eigenen Augen, daß der Schäferhund im stande ist, so selbständig zu denken wie ein Mensch und mit mehr Überlegung zu handeln, als sie manchmal selbst sogenannte gebildete Leute besitzen.

Es ist sehr viel, was von einem Schäferhunde verlangt wird. Die goldenen Medaillen, die der französische Staat verteilt, und die Ehrenpreise, die von Vereinen gegeben werden, werden von dem Schäfer, der den Hund dressierte, und dem Hunde selbst sehr wohl verdient. Die französischen Schäferhundprüfungen finden im Juni bei der Stadt Lizy-sur-Ourcq, nordöstlich von Paris, statt, und Sportsleute, Journalisten, Regierungsmitglieder werden von Paris aus mit einem Sonderzug nach der Prüfungsstelle befördert. Vierzig bis fünfzig Schäfer nehmen mit ihren Hunden an diesen Prüfungen teil, und zwar darf kein Schäfer mehr als zwei Hunde mitbringen, gewöhnlich stellt er nur einen Hund.

Die „Bahn", in welcher die Prüfung stattfindet, ist hufeisenförmig angelegt; man bildet sie dadurch, daß in einem Abstand von zwanzig Fuß mit dem Pflug zwei ziemlich tiefe Furchen im Rasen ausgehoben werden. Zwischen diesen beiden Furchen befindet sich die Bahn, welche von den Schafen und den Hunden nicht verlassen werden darf. An den unteren Enden des Hufeisens sind noch bedeutend schmälere Bahnen von hundertdreißig Fuß Länge angesetzt, und jede endet in einem Schafpferch.

In den ersten Pferch werden fünfundzwanzig Schafe hineingetrieben, dann wird der betreffende Schäfer mit seinem Hunde durch das Los bestimmt, und auf ein ge-

gebenes Signal werden die Schafe aus dem Pferch in den schmalen Gang gelassen. Der Schäfer darf der kleinen Schafherde voranschreiten, der Hund hat sie zu treiben, und der Schäfer darf seinem Hunde nur durch leise Zurufe und durch Winke Weisungen geben. Ein bellender Hund wird aus der Konkurrenz ausgeschieden, ebenso scheidet er sofort aus, wenn er ein Schaf in das Ohr oder in den Vorderfuß beißt. Sehr eigensinnige und widerspenstige Schafe darf er nur durch leichte Bisse in die durch die Wolle geschützten Hinterschenkel strafen oder an ihre Pflicht mahnen.

Aus dem schmalen Gang kommen die Schafe in die hufeisenförmige Bahn durch einen Pferch, das heißt durch zwei ziemlich dicht nebeneinander gestellte Schranken, sogenannte Hürden. Gewöhnlich weigern sich die Schafe, durch diese Engpässe hindurchzugehen, und der Hund muß seine ganze Kunst anwenden, um die Schafe hindurchzubringen, ebenso wie er verhindern muß, daß sie ihm jetzt im entscheidenden Augenblick ausbrechen Es ist bewundernswert, wie der Hund bald rechts bald links von der Herde ist, um widerspenstige Tiere in Reih und Glied zu halten, und wie er auch das erste Schaf geschickt und vorsichtig in den Pferch hineinzumanövrieren versteht. Ist nämlich erst ein Schaf hineingegangen, dann folgen bekanntlich die anderen von selbst. Ganz widerspenstige oder furchtsame Tiere pflegt der Hund durch energisches Zufassen mit Gewalt hineinzubringen. Durch den Pferch gelangen die Schafe aus der engen in die weite hufeisenförmige Bahn. Es ist Aufgabe des Hundes, die Schafe in einer bestimmten Zeit durch die Bahn hindurchzutreiben, und je rascher er das macht, um so mehr Punkte für die Prämiierung erhält er.

In der Bahn sind drei Hindernisse, welche die Schafe sehr ungern nehmen Das erste ist ein trockener Graben, das zweite Hindernis eine Verengerung des Weges, die durch angepflanztes Buschwerk erzeugt ist. Das Innere dieser Verengerung gleicht einem römischen X; da, wo die beiden Linien sich schneiden, ist der Engpaß, durch den die Schafe hindurch müssen. Er ist so schmal, daß immer nur

ein Schaf zwischen den beiden Seiten des Buschwerks hindurchpassieren kann. Das dritte Hindernis ist ein Erdwall, über den die Schafe hinweg müssen.

Schon der trockene Graben ist für die Schafe ein großes Hindernis. Sie fürchten sich, in den Graben hineinzugehen, aber wenn es dem Hunde gelingt, erst ein oder zwei Schafe hindurchzutreiben, so folgen die anderen von selbst. Viel schwieriger ist schon der mit Buschwerk bewachsene Engpaß. Wenn der Hund hier nicht außerordentlich scharf aufpaßt, brechen ihm die Schafe nach rechts und links aus, denn sie fürchten sich über alle Maßen vor diesem Engpaß. Ebenso ungern gehen sie über den Erdwall, welcher mehrere Fuß hoch ist; selbst das gutmütigste und folgsamste Schaf versucht hier, nach rechts oder links auszubrechen. Am Ende der hufeisenförmigen Bahn geht es wieder durch einen Pferch und wieder über eine schmälere Bahn in einen großen Pferch, in dem die Schafe ausruhen können. Hat der Hund diese Leistungen fertig bekommen, so hat er etwas vollbracht, was ihm so leicht kein Mensch nachmachen kann. Er scheidet vorläufig aus, um später noch einmal in Wettbewerb zu treten, und zwar muß er seine Künste beim Einladen der Schafe auf der Eisenbahn zeigen.

Hierbei hat der Hund die fünfundzwanzig Schafe aus dem Pferch bis nach der Eisenbahn zu treiben. Das ist ziemlich weit, und es darf ihm kein Schaf dabei ausbrechen oder gar davonlaufen. Auf dem Bahnhofe hat der Hund die Schafe bis auf die Viehrampe zu treiben, und dann kommt das Schwerste: er muß die Schafe von der Viehrampe in den offenstehenden Güterwagen, in dem sie verladen werden sollen, hineinbringen. Die meisten Tiere fürchten sich vor der Dunkelheit im Wagen, in die sie hinein sollen, und es ist wahrlich ein Kunststück, in kurzer Zeit die Schafe von der Rampe in den Wagen hineinzubringen. Hier darf der Schäfer dem Hunde nicht durch Zurufe oder durch Winke helfen. Bei diesen Prüfungen haben gute Schäferhunde die fünfundzwanzig Schafe in vierundvierzig Sekunden von der Viehrampe in den Wagen hineingebracht.

Es sind besonders die Schäferhunde von Brie, flockhaarige, struppige kleinere, und die von Beauce, schlanke, jagdhundartige Tiere, welche bei den französischen Schäferhundprüfungen vorgeführt werden. —

Der englische Schäferhund ist keine besondere Rasse, man verwendet Hunde aller Art und der verschiedensten Kreuzungen, die allerdings durch Vererbung besonders für ihre Tätigkeit veranlagt sind. Die englischen Prüfungen werden von dem Verein für Züchtung von Schäferhunden auf dem Moor von Troutbeck ebenfalls im Sommer veranstaltet, aber nach ganz anderen Prinzipien. Das Moor ist mit Gras bewachsen, und die Bahn ist nur durch kleine Flaggen markiert. Während bei den französischen Prüfungen der Schäfer der kleinen Herde vorangeht und ihr so den Weg weist, darf bei der englischen Prüfung der Schäfer den Hund nur aus der Entfernung und außerhalb der Bahn begleiten. Nicht eine Herde, sondern nur drei Schafe hat der Hund durch die Bahn zu treiben, und er muß nicht nur List, sondern in gewissen Augenblicken auch Mut anwenden, denn die sehr eigensinnigen Schafe verstehen es, mit solcher Kraft mit den Hinterfüßen auszuschlagen, daß sie dem Hunde böse Verletzungen beibringen können. Der Weg führt absichtlich über einen Hügel und dann hinunter in ein Tal. An verschiedenen Orten sind Pferche aufgestellt, das heißt die Schafe müssen zwischen zwei parallel zueinander stehenden Hürden hindurch, welche so dicht nebeneinander sich befinden, daß sich ein Schaf gerade hindurchdrängen kann.

Alle Schafe haben vor diesen Engpässen große Angst. Da nur die Flaggen die Bahn begrenzen, ist es natürlich sehr leicht für die Schafe, auszubrechen, und der Hund muß gewaltigen Eifer und viel Aufmerksamkeit entwickeln, um zu erreichen, daß die Schafe innerhalb der Flaggen bleiben. Jede richtig passierte Flagge wird dem Hunde als guter Punkt für die Preisverteilung notiert.

Am Schlusse der Bahn, welche elliptisch angelegt und zwölfhundert Meter lang ist, hat der Hund das größte Kunststück zu leisten: er hat die drei Schafe in einen Pferch

hineinzutreiben, der dadurch gebildet wurde, daß man drei Hürden so aufstellte, daß ein Viereck entstand, das an der einen Seite offen ist. Der Raum zwischen den drei Hürden ist aber so klein, daß die Schafe nur Platz haben, wenn sie dicht nebeneinander stehen, und zwar nach einer bestimmten Richtung.

Auch die englischen Schäferhunde oder vielmehr ihre Schäfer und Züchter erhalten Medaillen und Geldpreise. A. O. K.

Bücher haben ihre Schicksale. — Der bekannte Romanschriftsteller Henley hatte als erstes Erzeugnis seiner Feder ein Büchlein geschrieben, das er „Im Hospital" betitelte. Er konnte aber durchaus keinen Verleger dafür finden, obgleich er es allen Londoner Buchhändlern angeboten hatte. Selbst als er sich dazu entschlossen hatte, sein Schmerzenskind ganz ohne Honorar fortzugeben, sah er auch dies Anerbieten mit höflichen Phrasen abgelehnt. Da verzweifelte er daran, Erfolg zu erzielen, und widmete das Werk dem Untergange.

Nun aber war ihm der einfache Feuertod für sein Geistesprodukt doch zu verbraucht. Er hatte ein absonderliches Begräbnis dafür ausgesonnen. Erst hüllte er das an allen Ecken eingeknickte Manuskript in Wachsleinwand, versiegelte es an allen Seiten und umwickelte es reichlich mit Bindfaden; dann lud er sich ein paar Freunde nach der London Bridge, dem belebtesten Übergang über die Themse, und stellte sich mit ihnen ans Geländer, um sein wasserdicht verpacktes erstes Manuskript den Fluten zu überliefern.

Auch das verrichtete er nicht in der normalen Weise, indem er es einfach über die Brüstung warf. Er band vielmehr ein langes Ende Bindfaden um das Paket und beschrieb mit diesem ein paar Kreise in der Luft, um das Wurfgeschoß weithin in die nasse Tiefe schleudern zu können.

Es sollte dies Ziel nie erreichen.

Statt des gewünschten Bogens ins Wasser machte nämlich die Schleuder in der Hand des übermütigen Dichters einen unvorhergesehenen Seitensprung und traf einen der zahlreichen Vorübergehenden an den Kopf. Zwar war die Verletzung keine schwere, es floß kein Blut dabei, auch wurde

der Befallene nicht besinnungslos zu Boden gestreckt. Der Getroffene aber war von erregbarer Gemütsart und machte einen solchen Lärm, daß ein Polizist an der Stelle des Ereignisses erschien und Henley samt seinen Begleitern auf die Polizeiwache brachte. Der Verletzte ging als Ankläger mit.

Henley war tief beschämt über seinen kindischen Streich und gestand dem Polizeikommissär ohne Umschweife den ganzen Sachverhalt ein. Der Ankläger, der sich nun von seinem Schrecken erholt hatte, und dem der Kopf nicht mehr brummte, lachte über die Maßen, als er so den Zusammenhang erfuhr. Nicht nur zog er sofort seine Klage zurück, sondern er eröffnete auch dem erstaunten jungen Schriftsteller, daß er selbst Verleger sei und sich das Unglücksmanuskript einmal ansehen wolle. Wenn er ihm auch nicht verbürgen könne, daß etwas Ersprießliches daraus hervorgehe, so dürfe er doch sicher sein, daß seine Arbeit wenigstens geprüft werden würde.

Diesem ereignisreichen Bestattungsversuch verdankte das vielverschmähte Büchlein sein Erscheinen. Schon nach ein paar Tagen erhielt Henley von dem Verleger die Ankündigung, daß er seine Arbeit annehme, und nicht lange darauf erschien sie unter dem Titel „Im Hospital" an den Schaufenstern und Bücherauslagen von London. Henley war in die Literatur eingeführt. C. D.

Der kleine Fürst. — Fürst Schwarzenberg hatte einen Hofmeister angenommen, der seinen kleinen Sohn unterrichten und erziehen sollte. Der kleine Fürst wußte aber von seinem ersten Röcklein an leider viel zu gut, wessen Kind er sei, als daß er sich vom Durste nach geistiger Erkenntnis besonders quälen ließ; er war zerstreut und widerspenstig, je nach Laune manchmal auch unartig und grob, weil er meinte, einem gewöhnlichen Sterblichen gegenüber müsse er sich frühe genug aufs hohe Pferd setzen. Nun war aber der Hofmeister ein Mann, der sich nicht scheute, eine Brennessel auch ohne Handschuhe anzufassen. Er machte also wenig Umstände, und als das Fürstlein einmal, statt eine fehlerhafte lateinische Arbeit zu verbessern,

mit den Füßen stampfte und auf das Heft spuckte, da sagte er ohne Umstände: „Sie sind ein Flegel!"

Dem Fürstlein erschien solch ein Wort als unerhörte Frechheit; es stampfte darum noch einmal mit den Füßen, ballte die Hände und schrie krebsrot im Gesicht: „Herr Hofmeister, ich bin ein Fürst!"

„Auch recht," entgegnete der Hofmeister gelassen, aber fest, „dann sind Sie eben ein fürstlicher Flegel!"

Der Vater war übrigens an dem Adelsstolze seines Söhnleins unschuldig; denn als sich das Bürschlein über seinen Lehrer beklagte, und der alte Fürst den ganzen Handel erfuhr, schrieb er sofort ein Brieflein an den Hofmeister, bedankte sich für die gute Zucht, die er seinem Kinde angedeihen lasse, und legte eine Hundertguldennote bei für die gute Antwort auf die Flegelei seines Sohnes. C. T.

Eine praktische Einkäuferin. — Bei einem Eierhändler verlangte eine alte Frau zwei Dutzend frische Eier mit dem Zusatz, daß sie nur solche Eier wolle, die von schwarzen Hennen gelegt worden seien.

„Ja, gute Frau," antwortete der Kaufmann überlegen lächelnd, „dies Geschäft möchte ich ja ganz gerne mit Ihnen abschließen, aber wenngleich ich den Eierhandel schon viele Jahre lang betreibe, so weit bin ich in die Geheimnisse desselben doch noch nicht eingedrungen, daß ich die Eier nach den Farben der Hühner, die sie gelegt haben, unterscheiden und die von schwarzen Hennen gelegten herausfinden könnte."

„Das will ich schon selber besorgen," erwiderte die Frau und suchte sich aus dem Vorrat des Kaufmanns ihre zwei Dutzend heraus.

Als sie fertig war, zählte der Kaufmann durch und bemerkte dann, als die Frau bezahlte: „Anscheinend sind es gerade die allergrößten Eier, welche die schwarzen Hennen legen."

„Richtig geraten," antwortete die Alte, „daran erkennt man sie," nahm ihren Korb und zog schmunzelnd ab. W. St.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Die glücklichen Kuren

in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses Muster-Instituts längst in der wirksamsten Weise verbreitet. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche zc.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operationen, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbrett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder





Kurerfolg an einem an Klumpfüßen leidenden Knaben.

Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten zc. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren zc. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden.